



Veit Stof
Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum

Kopf des sterbenden Heilands, Holz, Teilansicht

Die geistige Ostfront

Von Paul Fechter

Das Kennwort dieser Arbeit klingt wie eine Reminiszenz aus dem großen Krieg. Die geistige Ostfront — das erinnert an die Tage von Tannenberg und Gorlice, von Breziny und den Schlachten in Österreich; es hat etwas von dem Versuch einer Übertragung militärischer Situationen auf geistige Gebiete, bei dem selten mehr herauskommt als freundliche Parallelen ohne Überzeugungskraft.

Sieht man aber etwas näher zu, so ergibt sich, daß mit der Formel von der geistigen Ostfront mehr gegeben ist als nur eine sprachliche Parallele. Wenn man nämlich den naheliegenden Versuch macht, in gleicher Weise die Formel von der geistigen Westfront zu bilden, so stellt man mit leichter eigener Überraschung fest, daß das nicht geht. Wenn wir geistige Ostfront sagen, steigen im Blickfeld Scharen von Gestalten auf, die das Gesicht nach Osten, den Kampf für die deutsche Welt gegen die von draußen andringenden Mächte führen. Wenn wir aber den Begriff „geistige Westfront“ zu erfüllen versuchen, geraten wir in ein mühseliges Suchen und stellen mit Erstaunen fest, daß im Westen so etwas wie eine unmittelbar aktive Front nicht mehr vorhanden ist. Sobald man an eine geistige Schlachtlinie im Westen denkt, steigt als Situationsumschreibung immer noch das Wort des alten Ernst Moritz Arndt auf „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze“; darüber hinaus sind unmittelbare Dokumente im Schaffen der Gegenwart kaum festzustellen. Es gibt ein westliches Buch, das die heutige Front bezeichnet, das ist Ernst Bertrams prachtvolle Auseinandersetzung mit Barrés: *Rheingenius und Génie du Rhin*. In diesen beiden Begriffen haben sich die zwei Volkswelten scharf ausgeprägt formuliert, die sich dort in einer zuweilen herüber-, zuweilen hinübergeschobenen Linie dauernd gegeneinander pressen. Die zweieis dreitausend Jahre Weltgeschichte, die über den Rhein dahingegangen sind, und die tausend Jahre eindeutiger Kriegsgeschichte zwischen Frankreich und Deutschland haben im Westen klare, gewohnte, fast möchte man sagen feste Verhältnisse geschaffen, über die geistige Entscheidungen kaum noch zu fällen sind. Hier steht Frankreich, hier steht Deutschland; beide in ganz scharf ausgeprägter, festumrissener Wesensart. Frankreich, das ist Ratio, Klarheit, Fläche und Diesseitigkeit, Grazie eines Lebens ohne Jenseitigkeiten, die man zur Erledigung der Religion oder besser noch der Kirche überlassen hat. Deutschland, das ist das Irrationale, der Wille zur Tiefe, das Individuum als Medium der Auseinandersetzung mit Gott, das sich immer wieder aus den Banden der

gemeinsamen Auseinandersetzung mit dem Metaphysischen herauslöst. Ein Vers Goethes hat die Verschiedenheit sehr schön am Bild des Weins umschrieben:

Das mittlere Gewächs erblüht und schwillt
Dort drüben voller, duftiger als bei Euch,
Des Edlen Edelstes gedeiht nur hier.

Auf der einen Seite steht der Suchende, auf der andern Seite der habende Mensch: beide sind in jahrtausendelangem Ringen schon dahin gekommen, daß die Diskussion zwischen den beiden Weltmächten Spiegel des Kampfes der Mächte in den Einzelnen geworden ist. Jedes der beiden Reiche hat einen Teil der menschlich-seelischen Funktion als den seinigen übernommen und als sein Teil ausgebaut. Die Auseinandersetzung im Westen ist trotz aller jahrhundertelangen Machtkämpfe im Grunde schon lange geistig entschieden — Diskussion nur noch zwischen Mächtebezirken der Seele, deren Scheidung sich bereits klar und übersichtlich ergeben hat. Bertrams Auseinandersetzung mit Barrès ist eine Auseinandersetzung, die jeder Mensch im Westen, diesseits und jenseits der Grenze, in sich vollzieht. Die Front trennt nicht mehr die Schlachtklinien der Geister, die Entscheidungen erst herbeiführen müssen; sie geht bereits mitten durch den Einzelnen hindurch. Eine geistige Westfront im lebendigen Sinn existiert nicht, weil alles Trennende längst festgestellt ist; sie kann jeweils aufgerichtet werden gegen Übergriffe, die aber wie bei der Ruhrbesetzung oder in den Zeiten, da das Rheinland besetztes Gebiet war, von außen her machtmäßig zurückgewiesen werden müssen — nicht mehr geistig. Eine wirkliche Diskussion noch in Formen begriffener geistiger Welten findet nicht mehr statt.

Noch entscheidender aber ist dieses: Die geistige Westfront ist nicht eine Angelegenheit der Menschen an der Grenze: sie geht über das ganze Reich. Der Gegner, der drüben jenseits des Rheins steht, ist bekannt, ist so bekannt, daß das ganze Reich sein Wesen und seine Absichten auf dem Boden seiner eigenen Sprache kontrollieren kann. Den Kampf gegen eine geistige Propaganda, geistige Übergriffe Frankreichs führen der deutsche Westen und der deutsche Osten, der Süden und der Norden gemeinsam, weil das Gesamtreich Kenntnis vom Gegner hat, seine Sprache liest, seine Kultur in sich aufgenommen und geprüft hat, weil die deutsche Kultur in vergangenen Jahrhunderten in steter Auseinandersetzung mit den Kulturkräften des westlichen Nachbarn ihren Weg gegangen ist. Über dem Kampf mit Frankreich liegt Helle; die Kräfte und die Mächte haben wie drüben sind bekannt. Dort steht Land gegen Land, Volk gegen Volk, nicht nur eine Kämpferlinie gegen die andere.

Ganz anders im Osten. Hier liegen die Dinge genau entgegengesetzt: hier ist der Gegner, sind die Gegner die großen Unbekannten. Von Frankreich, selbst von Italien, von Spanien lernen die Kinder schon in den Schulen; sie wachsen im lebendigen Umgang mit der Sprache und der Geschichte des Gegners auf. Vom Osten aber, von den Menschen und Völkern jenseits der Grenzen erfahren sie nichts. Sie lernen nichts von seiner Sprache; sie wissen nichts von seinem Wesen, von seiner Kultur, seinem Wollen

und seinem Streben. Sie erfahren nichts von dem Anteil des jeweiligen Gegners an der geistigen Welt des Ostens, weil sie von dieser geistigen Welt überhaupt nichts erfahren. Gewiß, es gibt einen Kreis literarisch interessierter Menschen im Reich, die lesen Dostojewskij und Tolstoi, lesen vielleicht auch noch Gogol und Gorki und bekommen so eine schemenhafte Vorstellung von der östlichen slawischen Welt, die vor allem von Dostojewskij her merkwürdig romantisch-unwirkliche Züge mitbekommt. Vom wirklichen russischen Wesen, wie es sich da und dort auch in der Literatur, etwa bei Gontscharow, bei Saltykow und den kleineren spiegelt, weiß das Reich, weiß vor allem der Westen des Reichs sehr wenig, und vom Polnischen, dem heutigen nächsten Nachbarn im Osten, weiß jenseits des östlichen deutschen Raumes überhaupt niemand etwas. Ein schweres Veräumnis unserer Schulen schon in der Vorkriegszeit rächt sich heute bitter. Die Welt jenseits der deutschen Grenzen im Osten ist für das Reich so wenig vorhanden wie vor dem Krieg, obwohl inzwischen die Mächte, die von jenseits der Grenze gegen den deutschen Raum andrängen, der Nation als einem Ganzen genau so wichtig hätten werden müssen wie die Gegenmächte von jenseits des Rheins. Man muß sogar trauernd überall feststellen, daß die Unkenntnis eher noch zugenommen hat. Ein kleiner Beweis: vor dem Kriege enthielt die Reclam'sche Universalbibliothek nicht viel, aber immerhin etwas an Übersetzungen polnischer Literatur. Man bekam Kraszewskis *Morituri* und *Resurrecturi*, die ausgezeichneten Denkwürdigkeiten des Pan Coplica vom Grafen Kzewowski, ein bißchen Krasinski, ein bißchen Mickiewicz, also immerhin Andeutungen. Nach dem Krieg hat der Verlag diese Übertragungen, die wenigstens ein bißchen Kenntnis der polnischen Welt vermittelten, fast durchweg gestrichen und nicht neu gedruckt. Sie wurden wahrscheinlich noch viel weniger verlangt als vor dem Krieg: so ließ er sie vom wirtschaftlichen Standpunkt aus mit Recht fallen und schloß damit noch eine Tür zum Wissen um den Osten zu. Es ist heute eine nicht eben leichte Aufgabe, Ausgaben polnischer Schriftsteller, aus denen man jüngeren Menschen etwas über Land und Leute beibringen könnte, in die Hand zu bekommen. Gewiß, man findet überall Sienkiewicz' berühmten Roman „*Quo vadis*“; der für uns viel wichtigere „*Die Kreuzritter*“, in dem des Verfassers Stellung gegen Deutschland sehr eindeutig sichtbar wird, kann man nur mit Mühe da und dort noch aufreiben. Wir finden von Heymont die polnischen Bauern und das gelobte Land, den Lódz-Roman; wir finden von der neueren für uns also aktuellsten polnischen Literatur kaum etwas. Die Welt jenseits der Grenze liegt im Osten unter einem zwiefachen dichten Schleier. Man sieht weder ihre Vergangenheit, ihr geistiges Wesen, wie es sich bereits in ihrer früheren Dichtung und Kunst niedergeschlagen hat, weil es an Übersetzungen und bequem zugänglichen Ausgaben fehlt, noch sieht man ihre Gegenwart, den Kampf der Meinungen in der Presse und in Zeitschriften, weil die Kenntnis der Sprachen der deutschen Nation fehlt. Im Osten liegt für das Reich ein Vacuum, auf das nur Wenige hinblicken, und dessen Grau noch Wenigere zu durchdringen vermögen, um zu einer lebendigen Kenntnis dessen zu kommen, was dort vorgeht. Eine geistige Ostfront

in dem Sinn, daß das Reich den geistigen Kampf auch gegen den Osten geschlossen führte, ist nicht vorhanden, weil — man muß das offen aussprechen — die Grundlagen für solch einen Kampf, das Wissen, die Erfahrung vom Gegner noch völlig fehlt. Das Reich der Mitte ist noch heute mit seiner Bildung wie leider auch mit seinem Interesse ganz einseitig nach Westen orientiert. Der Osten, obwohl die eigentliche Schicksalsrichtung der Nation, ist immer noch nicht für die Deutschen lebendig vorhanden.

Schon von hier aus bekommt die geistige Ostfront eine viel größere Wichtigkeit. Sie ist in einem viel stärkeren Sinn als an andern Grenzen des Reiches Front, Kampflinie, besteht aus einer Kette von Männern, die, dem Osten selber verbunden, sei es aus Blut, sei es aus Gefühl, sich bemühen, das furchtbare Manko auszugleichen und zu beseitigen, das aus der Unwissenheit und der Unkenntnis der Lage sowohl im deutschen Osten selber wie des Landes jenseits der deutschen Ostgrenzen besteht. Die geistige Ostfront kämpft mit zwei Fronten, mit der einen nach dem Reich um Aufklärung, Wissensverbreitung, Weckung des Interesses für den Osten und seine Probleme, mit der andern gegen den Osten selbst, gegen das, was von drüben herandrängt und im Reich und in der Welt Einfluß sucht. Sie hat eine unendlich schwierigere, unendlich viel verantwortungsvollere Aufgabe als die Westfront, der das ganze Reich als Reserve zur Verfügung steht. Sie hat aber auch eine viel schönere Aufgabe, weil hier im Osten noch das unmittelbare Leben ist, weil hier der Formungsprozeß der Menschen, der Kulturbildungsprozeß und die Formung des ihm unterstellten Raumes noch überall im Werden, in lebendigem Wachstum begriffen ist. Denn hier im Osten ist von Form, von Festlegung, von vollendeter Geschichte noch lange nicht die Rede; hier ist das Leben noch absolut Herrscher des Vergangenen wie des Kommenden: selbst der Begriff einer östlichen Form ist noch kaum vorstellbar. Hier ist die Geschichte noch nicht Wissenschaft, Vergangenheit, Schulsache wie drüben; hier sitzt sie lebendig mit den heutigen Menschen am Tisch, ist unmittelbare Gegenwart, Kampfmittel, Kraftquelle, Hilfe für den Selbstbeweis des Einzelnen wie des Ganzen. Im Westen ist Grenze, im Osten ist flutender Raum voll Wogen und Bewegung, ist überhaupt Raum, der erst gestaltet, geformt, begrenzt und umschlossen werden soll. Um den Rhein herum ist jedes Stückchen Erde gepflegt, gefaßt, eingehegt, dem Menschen dienstbar und untertan gemacht: das Wort Natur findet im Grunde gar keine rechte Anwendung mehr auf das Land dort drüben. Seine Herrlichkeiten sind von anderer Art; sie sind schon eingegangen in das geformte Leben des Menschen. Er steht dort groß vor dem Bild der Welt und ist das eigentlich Bestimmende; hier im Osten aber liegt das Land unendlich weit, der Natur trotz Industrie und Fabriken noch völlig verbunden, Raum von einer Größe, wie sie eben nur der Osten kennt, und in dieser Welt wandern, hingegeben an sie, getragen von ihr und sich in ihren besten Stunden in ihr lösend, die Menschen des Ostens dahin, suchend, tastend, kämpfend, ringend gegen die Menschen und Mächte, die von drüben her ebenfalls in diesen Raum vorstoßen wollen. Im Osten ist noch keine Form, sondern flutende Front, Kampf zwischen Völkern und Menschen, Leben, dessen Dasein tagaus, tagein Krieg

ist. Auch im Westen steht der Deutsche einer fremden, feindlichen Macht gegenüber. Auch im Westen steht ein Gegner, aber längs bestimmter äußerer wie innerer Grenzen. Selbst Frankreich hat erkennen müssen, daß der Traum von einer geistigen Eroberung des Rheinlandes ausgeträumt ist, daß die beiden Volkswesenheiten hier schon streng gegen einander stehen. Als es das Rheinland besetzte, glaubte es noch wie um 1789 an die Möglichkeit der moralischen Eroberung; als es abzog, nahm es die Erkenntnis mit, daß hier für seine geistige Welt kein Raum mehr ist, daß es hier keine Front mehr, sondern nur noch Grenze gibt. Die Grenzen im Osten liegen nicht fest; im Raume wogen klein vor einem riesigen Hintergrunde die Menschen und Völker, in wechselnden Fronten gegeneinander kämpfend um Formung, Begrenzung, Klärung und Festlegung dieses Ostraumes, in den die Deutschen immer wieder gezogen werden, seit sie sich einmal wie in seltsamer Vorahnung einer geschichtlichen Wendung, die noch Jahrhunderte vor ihnen lag, in diese ihre uralte Heimat als ihre eigentliche Wander- und Werderichtung aufgemacht haben.

Es ist ein sehr merkwürdiger Vorgang, daß die Deutschen schon im 12. und 13. Jahrhundert das Gesicht vom Westen abkehrten und dem Osten zuwandten, das Deutschtum bis zu den Grenzen vortragend, die es noch heute umreißen. Jahrhunderte, bevor Christoph Columbus seine abenteuerliche Fahrt gen Westen unternahm, die in ihren Konsequenzen das ganze Leben gerade des Reichs der Mitte aufs Tiefste erschüttern sollte, entstand im Süden die Mark Österreich, zogen Deutsche in hellen Scharen in das weite Land nach Ungarn und dem Schwarzen Meere zu, breitete sich das Deutschtum im Norden an der Ostsee in dem genialsten Landausweitungszug der Weltgeschichte bis nach Riga und Dorpat hinauf aus. Zu einer Zeit, da das alte Reich noch durchaus nord-südlich orientiert war, da deutsche Kaiser noch mit der alten Romromantik, der alten Reichsidee nach Italien zogen und dem Vergangenen, dem alten Kaisertraum nachgriffen, erkannte ein Mann, mit genialer Intuition der Zeit voranstehend, die eigentlich sinnvolle Entwicklungsrichtung des Reiches. Es war Heinrich der Löwe mit seinem Gedanken des großen niederdeutschen Imperiums von Dünkirchen bis Riga. Der Sieg blieb den Staufern, die nord-südliche Tendenz behielt den Vorrang; so kam, als nach der Entdeckung Amerikas der europäische Handel wesentlich Überseehandel wurde, ganz von selbst die Periode des Niedergangs über das Reich. Die Weststaaten wurden aus ihrer geographisch besseren Lage am Ozean die führenden im Weltverkehr; das Reich versank immer tiefer, bis mit dem dreißigjährigen Krieg der äußere Niedergang vollendet, der neue geistige Aufstieg aber gleichzeitig begonnen wurde. Daß dieser erdgeschichtliche Vorgang nicht noch viel schlimmere Folgen hatte, als er an sich schon mit sich brachte, ist allein den frühen visionären Ostzügen an der Donau und an der Ostsee zu danken. Von dem Raum aus, der damals dem Reich wiedergewonnen wurde, konnte nach den Wirnissen des dreißigjährigen Krieges das neue Deutschland um Preußen als Kern entstehen, konnte im Süden die Mark Österreich als vorgeschobene deutsche Bastion in den Ostraum hinein sich erhalten.

Die Grundlinien der Ostfront der Völker wurden somit im Grunde um die Zeit gezogen, als das Nibelungenlied entstand und Walter von der Vogelweide lebte, als in Bamberg der Reiter, in Naumburg die Gestalten der Stifter geschaffen wurden. Damals wurden die Grundlinien gegeben, die sich trotz aller Kämpfe durch die Jahrhunderte bis heute erhalten haben, da auf ihnen, über ihnen jetzt mehr und mehr die Auseinandersetzung auch im Geistigen, der Kampf um die geistige Ostfront einzusetzen begonnen hat. Denn das ist das Merkwürdige: im Grunde ist die geistige Ostfront, der Kampf der Völker um ihr Recht auf den unkämpften Boden hier im Osten und um ihr Recht darauf, dem Raum und der Welt auf diesem Boden von sich aus Form und Struktur zu geben, sehr jungen Alters. Der Kampf zwischen Deutschland und Slaventum begann sehr früh; er setzte ein, als der deutsche Orden seinen Staat gegründet hatte und die östlichen Völker die politische Situation, die sich aus dieser Gründung und mit ihr ergeben hatte, erkannten. Einen Spiegel dieses Kampfes in der Dichtung, der Literatur der Zeit aber haben wir kaum. Gewiß, das Chronicon terrae prussiae des Peter von Dusburg schildert die Kämpfe des Ordens gegen Preußen und Litauer mit leidenschaftlicher Teilnahme für die Deutschen gegen das Preussentum. Es ist ein Dokument des Geistes, der den Orden beseelte; aber es ist ein Buch vom Krieg wie die biblischen Bücher, ein Stb. lediglich aus seinem Thema heraus. Gewiß taucht bei Johann von Posilge von ferne schon das spätere östliche Heimatgefühl auf und die Chronik des Nicolaus von Jeroschin hat kein Geringeres als Franz Pfeiffer mit den Arbeiten Wolframs verglichen. Aber was all diese Schriften bringen, ist zuletzt Kampfdichtung, Kriegsdichtung und Kriegsgeschichte, die das Vordringen, den Stützpunkt begleitet und verstummt, als der Staat gegründet, fest in seiner Macht dasteht und nun eigentlich die Bedingungen für eine geistige Ostfront gegeben sind. Vom 15. Jahrhundert an ist eine geistige Ostfront kaum noch festzustellen, auch nicht, als der Ordensstaat zusammengebrochen, das Herzogtum Preußen an seine Stelle getreten ist. Das geistige Leben geht weiter, von Copernicus bis zu Simon Dach. Schon 1606 führen englische Komödianten in Elbing ihr Stück auf, nachdem bis dahin überall reiche und prunkvolle Schulkomödien, Jesuitendramen die Menschen angelockt hatten. Während des großen Krieges ist Preußen die glückliche Insel, seine Universität Königsberg eine der besuchtesten Europas; die ungeheuren politisch-geistigen Kämpfe der Zeit aber gehen an den Menschen der Dichtung fast unbemerkt vorüber. Es ist, als ob die nationalen Kräfte, aus denen heraus eine geistige Ostfront des Deutschland überhaupt erst entstehen konnte, in diesen Jahrhunderten noch schlummern. Sie sind noch über die ganze Zeit des 18. Jahrhunderts, das den Zerfall der westlichen slavischen Macht Polens bringt, und die Verbindung zwischen dem Reich und seinem östlichen Raum wieder herstellt, so wenig vorhanden, daß den deutschen Bürgern im Preussischen ein Gegensatz zwischen den Nationen, zwischen Polen und Preußen überhaupt nicht zum Bewußtsein kommt. Noch 1830 haben die Elbinger für die polnischen Offiziere, die nach dem Aufstand die Grenzen überschritten haben, lediglich Sympathie — obwohl um diese Zeit die Grundlagen der kommenden Ostfront, die wir jetzt erleben, bereits gegeben sind.

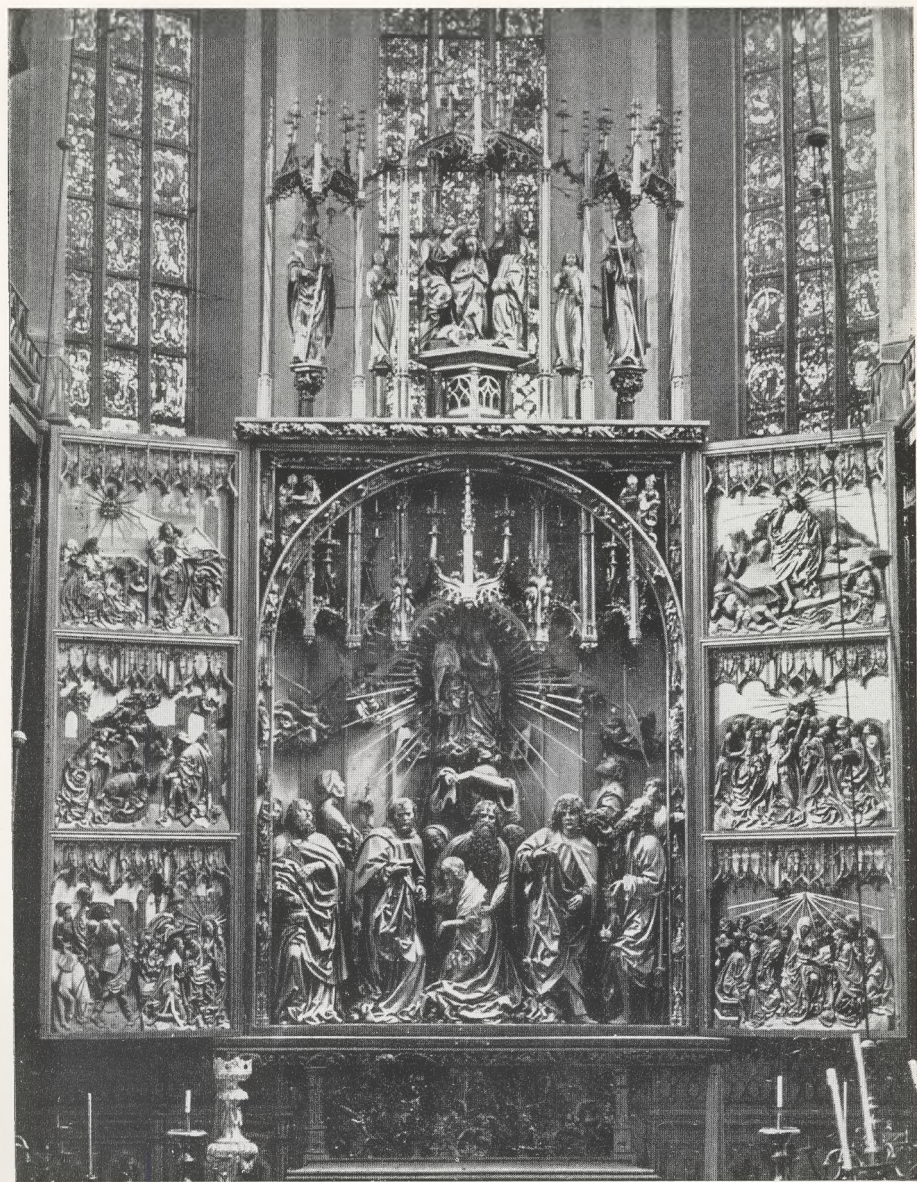
Diese Grundlagen schuf der Ostpreuße Johann Gottfried Herder. Er war es, der allein gegen das 18. Jahrhundert kämpfte. Er hatte den tiefsten Blick in die Zukunft getan und begriffen, daß eine wirkliche Dichtung, wie er sie für die Deutschen ersehnte, nur entstehen konnte in lebendigem Zusammenhang mit dem Ganzen des Volkes, mit den eigentlichen Kräften seines Lebens. Er war noch so sehr Mensch des 18. Jahrhunderts, daß er aufklärerisch neben der eigenen zugleich die Welt der anderen Völker sah. Er weckte im jungen Goethe den Instinkt für die Kräfte des deutschen Volkstums und der Nation, wurde der Vater des Götz und des Faust; aber er sammelte neben den deutschen Volksliedern zugleich litauische und polnische, englische und estnische. Das Weltbürgertum stand noch über dem aufsteigenden Gefühl für die Notwendigkeit der eigenen Nationsbetonung und -Kräftigung. Herder schuf die Voraussetzungen, auf denen noch fast bei seinen Lebzeiten die Arbeit der zweiten, der Heidelberger Romantik einsetzen konnte, die nun über ihn hinausgehend die Gefühlsgrundlagen für eine nationale Front an den Grenzen schuf, indem sie das geistige Leben jenseits des nur künstlerischen, das für Herder noch das entscheidende gewesen war, im lebendigen, unmittelbar natürlichen Dasein des Volks und des Landes fundierte. Die zweite Romantik gab der heutigen geistigen Ostfront jenseits der allgemeinen Prinzipien, die Herder festgelegt hatte, bereits die Gefühlsgrundlage, auf der sich eine solche Kampflinie überhaupt erst entwickeln konnte.

Wieder war es ein Mann aus dem Osten, der diese Grundlagen schuf, der Schlesier Joseph Freiherr von Eichendorff. In ihm bekam zum ersten Mal in der deutschen Dichtungsgeschichte nicht nur der Mensch, sondern das Land eine Stimme. Im Lied Eichendorffs begann der Raum des Ostens zu klingen, bekam das tiefe Verbundenheitsgefühl, das die deutschen Menschen der östlichen Welt mit ihrem Lande und ihrer Landschaft umschließt, seinen ersten großen und bis heute nicht wieder erreichten Klang. Eichendorff war es, der der geistigen Ostfront, in der wir heute stehen, die Landsvoraussetzungen schuf. Er brachte uns, den Menschen des Ostens, das bleibende Bild unserer Welt, um deretwillen wir hier mit dem Gesicht gegen Osten stehen. Er gab uns die Worte, die wir brauchten, um zu fühlen, wie sehr wir mit diesem Land an der Ostsee und im Schleßischen, im Österreichischen und überall im Osten verwachsen sind, wie sehr seine Berge und Ströme und Wälder ganz unpathetisch Heiligtümer unserer Seele, tiefste Wirklichkeiten unseres Daseins und zugleich Voraussetzungen unseres Daseins geworden sind. Die Welt Eichendorffs wurde die Welt unserer östlichen Front: die Romantik, die man immer fälschlich für etwas Romantisches, weltabgewandt Unwirkliches ansieht, und die in Wahrheit die Wendung der deutschen Nation zu sich selber, zu ihrer Wirklichkeit bezeichnet, gab, so seltsam das Klingen mag, unsern heutigen Kämpfen um den östlichen Raum den sicheren Gefühlsboden, der bis dahin gefehlt hatte. Seit Eichendorff steht der Mensch des Ostens in seiner gesicherten Welt — getragen vom Rauschen ihrer Wälder, gezogen vom Blau ihrer Ferne, die seine Sehnsucht, die ewige Sehnsucht seines Lebens ist. Der Romantiker Eichendorff wurde, ohne es zu

wissen und zu wollen, der erste Vorkämpfer des bewußten politischen Geistes, der heute geschlossen von Norden nach Süden die deutsche Ostfront hält.

Es ist wie eine Bestätigung dieser Deutung, daß der alte Eichendorff viel später seine berühmte Schrift „Die Wiederherstellung des Schlosses der deutschen Ordensritter zu Marienburg“ schrieb. Sie entstand im Jahre 1843, im Auftrag Friedrich Wilhelm IV., war schon politische Romantik, zugleich aber eins der ersten Dokumente des wieder-erwachenden Begreifens dessen, was der Osten für das Reich gewesen war, und für die Zukunft werden sollte. Es ist sehr bezeichnend, daß die erste Schrift für die Marienburg um die Zeit entstand, da der junge Eichendorff in Heidelberg und Wien seine ersten frühen Lieder schrieb. Mag von Schenkendorffs Aufsatz „Ein Beispiel von der Zerstörungssucht in Preußen“, der ebenfalls der Marienburg galt, war recht eigentlich der Vorläufer der Eichendorff'schen Schrift, die erste deutliche Abfage an den Geist, mit dem das 18. Jahrhundert der Historie auch des deutschen Ostens gegenübergestanden hatte. Wer einmal Friedrich Gillhs berühmte Stiche vom dem Zustand der Marienburg gegen Ende des 18. Jahrhunderts gesehen hat, wer die Schilderungen von der mehr als sachlichen Behandlung liest, die Friedrich der Große diesem größten Baudokument der gotischen Osterpansion des Reiches hatte angeheißen lassen, wie man in den Kellern die Gewölbe herausgeschlagen und durch Löcher in der Decke ins nächsttiefere Geschöß und so weiter bis in den Keller befördert hatte, um Raum zu schaffen für Kleinleutenwohnungen und Einlagerungsplätze für Korn, wer die Zerstörungen an der Burg von Marienwerder aus dem Jahre 1798 kennt — der sieht, wenn er die Sätze Schenkendorffs liest, wie sich die Zeiten geändert hatten, wie sich die ersten Andeutungen einer geistigen Ostfront in diesem Aufsatz zu bilden beginnen.

Wie eine Bestätigung dieser Gefühlszusammenballung, die die Zeit der zweiten Romantik brachte, wirkt auch die berühmte Stelle in Ernst Moritz Arndts Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein, an der er fast ein halbes Jahrhundert nach Schenkendorff feststellt, daß der Osten — gemeint ist bei Arndt im Wesentlichen der nördliche Osten — in der Realität das Landgefühl, aus dem die Verse Eichendorffs erwachsen, ohne Worte schon immer besaß „Die Deutschheit hat in diesen sumpfreichen und walddreichen Nordrevieren zwischen Weichsel und Njemen recht feste, tiefe Wurzeln getrieben und die Stämme, welche von ihnen gehalten und genährt werden, stehen stolz und gerade in den Stürmen des Tages. Das kann man in Wahrheit sagen, daß diese Wurzeln so fest stehen, daß der Mensch und das Land in Liebe und Treue so einander verwachsen sind, daß der in Preußen geborene Mensch sein Land, sein rautes und in mancher Hinsicht unschönes und unromantisches Land mit unendlicher Liebe festhält und lobt und preist. Preußen ist seiner Liebe eine Art Paradies geworden, in welchem alles fast in der ersten Unschuld der Liebe erblickt wird. Was auf diesem Boden wächst und blüht, der Mensch und das Tier, das Ross und der Ochse, der Weizen und der Apfel — alles wird von ihm schöner, stärker, voller, süßer gesehen und gepriesen, als was andere deutsche Länder tragen und



Veit Stof

Krakau Marienkirche/Hochaltar 1477—89, Holz



Veit Stof, Krakau, Dom
Grabplatte für König Kasimir IV.

erziehen.“ Ernst Moritz Arndt führt diese Verbundenheit auf das Heimatgefühl der östlichen Menschen zurück, auf die Liebe zum Lande, zum Boden. Man wird sich aber wohl entschließen müssen, gerade der östlichen Landschaft noch etwas Besonderes, Bindenderes zuzugestehen, eine Kraft des Ergreifens der Menschen, die nicht nur an den engeren Bezirk der jeweiligen Heimat gebunden ist. Dies Landgefühl ist für den Ostmenschen nicht beschränkt auf den ostpreussischen Boden allein; er spürt es noch weit memelaufwärts in die litauischen und baltischen Bereiche hinein, spürt es als Ostpreuße im Schlesiſchen, das ja überhaupt mit dem östlichen Preußen gerade im Geistigen unendlich tief verbunden ist. Nicht nur Eichendorff hat einen großen und wichtigen Teil seines Lebens in unserem preussischen Osten verbracht, er gehört ebenso sehr zu Danzig und Königsberg wie zu Oberschlesien: auch Hamann, der lausitzische, Herder, Hippel, Hoffmann, die schlesiſches Blut in sich hatten, geben schon die Verbindung, lange bevor der Begriff einer geistigen Ostfront überhaupt denkbar war. Es ist, als ob in dieser östlichen Erde, unter dem Boden des Ostens, auf dem seit Jahrtausenden mit kurzen Unterbrechungen deutsche Menschen geseſſen haben, eine geheimnisvolle Energie schläft, eine Erdkraft, die Land und Menschen viel fester zusammenzieht als anderswo. Von ihr aus ist recht eigentlich das entstanden, was wir heute die geistige Ostfront nennen; denn nur von ihr aus konnte dieses seltsame Phänomen einer Kampflinie von Menschen erwachen, die mehr oder weniger bewußt darauf verzichten, sich in die allgemeine Dichtung des Reiches hineinzustellen und ihre Energien, ihr Schaffen und Wirken hingebungsvoll und zugleich entsagend dieser besonderen Aufgabe des Kampfes für die östliche Heimat, um die östliche Heimat widmen.

Es hat noch lange gewährt seit den Tagen Eichendorffs, bis diese geistige Ostfront entstand. Das bürgerliche 19. Jahrhundert, das, herkommend von der Klassik mehr als von der Romantik, zugleich bürgerlich und weltbürgerlich war, hat für die Aufgaben und Notwendigkeiten einer deutschen Front im Osten, eines Hinlenkens auch nur der preussischen Interessen und der Blickrichtung auf den Osten keinerlei Verständnis gehabt. Der preussische, der schlesiſche, der österreichische Osten haben der Dichtung und dem Schrifttum des Reichs eine ungeheure Summe von geistigen Kräften geschenkt: die meisten sind in die Geistigkeit des Reichs eingegangen und haben von ihrem östlichen Wesen nur indirekt Zeugnis abgelegt. Ernst Theodor Amadeus Hoffmann könnte bei allen östlichen Wirklichkeitskräften schließlich ebensogut im Reich zur Welt gekommen sein und von Zacharias Werner bis Paul Scherbart geht eine lange Reihe vom Osten herkommender Autoren, die von dem Landgefühl, von dem Ernst Moritz Arndt spricht, nur geringen Gebrauch gemacht haben. Es bleibt das unbestrittene Verdienst Gustav Freytags, daß er als einer der ersten begriffen hat, wie hier im Osten schon damals fern und leise die Uhr tickte, die wir heute hier dauernd vernehmen — deren Zeiger unaufhörlich auf die Stunde der Auseinandersetzung vorrücken. Sein Verdienst ist es, in seinem Roman „Goll und Haben“ Unzähligen im Reich zum ersten Mal überhaupt eine Vorstellung von der Welt des Ostens und ihren Kräften, die nur schlummerten,

aber noch lange nicht zu einem Ausgleich gekommen waren, gegeben zu haben. Sein Verdienst ist es, seine Romanreihe „Die Ahnen“ mit dem großen Ostzug der Gotik zum Osten hin abgelenkt zu haben, sodaß das bürgerliche Publikum der Nation wenigstens einmal eine ferne Ahnung von den Problemen bekam, die hier in der östlichen Welt trotz aller Siege des Reiches von 64, 66 und 70 immer noch schlummerten. Freytag ist einer der ersten und wesentlichsten Begründer der deutschen Ostfront gewesen — im Bilde des Romans, ohne bewußte Kampfhaltung, aber doch mit einer Ahnung, daß diese Dinge einmal für das Ganze des Reichs von höchster Wichtigkeit werden könnten.

Er hatte noch bei seinen Lebzeiten ein ostpreussisches Gegenstück, das war der Königsberger Ernst Wichert, der den Heinrich von Plauen, den Großen Kurfürsten und den Silemann vom Wege schrieb — drei Romane, in denen vor allem der Jugend einmal etwas von der Bedeutung des Ostens für das Reich zum Bewußtsein gebracht wurde. Literarisch stehen vielleicht Wicherts Littauische Geschichten, die unmittelbaren Vorläufer von Sudermanns gleichnamigen Meistererzählungen, vor seinen historischen Romanen: was aber sinnvolle Wirkung angeht, Bedeutung für das Ganze, ist vor allem sein Heinrich von Plauen, die Geschichte vom Komtur von Schwes, dem schon Eichendorff eines seiner großen Dramen gewidmet hatte, viel wichtiger und in seiner Wirkung viel stärker gewesen.

Denn das ist ein Weiteres, was die geistige Ostfront von der Front im Westen unterscheidet: sie ist im Grunde eine Doppelfront. Sie hat zwei Kampf- und Wirkungsrichtungen, eine nach draußen und eine nach drinnen. Es gilt hier nicht nur die Mächte, die von drüben herandrängen, abzuwehren und vor der Welt unschädlich zu machen, den deutschen Anspruch zu verteidigen und in seiner größeren Gerechtigkeit, seinem besseren historischen Fundiertsein aufzuzeigen: es gilt ebenso sehr, das Dunkel im Reich, die Unkenntnis, die Teilnahmslosigkeit, die bis in die letzte Zeit gegenüber den Dingen des Ostens in unserm Lande geherrscht hat, zu bekämpfen, aktiv zu machen, dem Osten die gleiche allgemeine Teilnahme an seiner Front zu sichern, wie sie der Westen auf Grund besseren Informiertseins der Gesamtnation seit langem hat. Die geistige Ostfront hält nicht nur die deutsche Welt gegen den Osten; sie muß zugleich kämpfen und nach rückwärts Reserverstellungen und die ganze Etappe, um einmal in dem militärischen Bild zu bleiben, sich während ihres Kampfes und in ihrem Kampf erst schaffen. Sie ist Beobachtungsposten und Nachrichtenzentrale für das Reich, ebenso sehr aber Abwehr gegen Angriff und Vorstoß von drüben, Vortragen der eigenen Ansprüche und des eigenen Rechts gegen Anmaßung und Übergriff von der Gegenseite. Sie muß, soweit sie nach Osten gewandt ist, wissend informiert ständig im Gegengewichtsbilde der Anstrengungen des Gegners sein, um ihm Widerstand leisten zu können. Sie muß schärfste Kontrolle und intensives Mitleben der geistigen Vorgänge auf der feindlichen Seite üben, um jederzeit die notwendigen Gegenschläge führen zu können. Sie muß gleichzeitig einen Boden im Volke des Reiches suchen, der nur in seltenen Fällen die Voraussetzungen

mitbringt, die zur verstehenden oder gar aktiven Teilnahme an diesen Kämpfen der Ostfront notwendig sind. Sie muß damit rechnen, daß sie im Reich immer von neuem mit den Anfangsgründen ihrer Aufklärungs- und Aufrüttelungsarbeit kommen muß, weil eben heute noch die einfachsten Hilfsmittel der Sprachkenntnis, der Übersetzungen, der Nachrichten über die Absichten und Aktionen drüben fehlen.

Die geistige Ostfront muß aber nicht nur so die deutschen Menschen im Reich über diese Dinge aufklären und informieren, um sie in die große Kampffront des ganzen Landes gegen den Gegner einzuschalten. Sie hat zugleich die noch viel wichtigere Aufgabe, die Weltmeinung über die Lage im deutschen Osten und den Kampf zwischen dem Reich und dem Gegner draußen zu bestimmen. Wenn schon die Deutschen über die geistige Welt des Slawentums heute vollkommen unzureichend informiert sind, wenn sie über die geistigen Kampfmethoden, Angriffe und Absichten von drüben unendlich wenig erfahren, so gilt das noch viel mehr von den Nationen draußen. Die wissen weder von der slawischen Welt aus unmittelbarer Kenntnis und Erfahrung, noch von der deutschen und ihren Rechten gegenüber den Ansprüchen der andern. Sie erfahren dauernd von den angeblichen Rechten und den realen Ansprüchen jenseits der deutschen Grenzen, weil vor allem die Polen heute eine ausgezeichnet geschickte Propaganda in allen Teilen der Welt entfalten, weil sie von vornherein die Unkenntnis ihrer eigenen Sprache und ihrer eigenen geistigen Erzeugnisse voraussetzen. Sie arbeiten in ihrer Propaganda nur mit den Mitteln der westlichen europäischen Zivilisation und Sprachen, wie das sehr deutlich die jetzt verbreitete Denkschrift der polnischen Verbände über die Korridorfrage zeigt. Sie stellen die geistige Ostfront Deutschlands vor eine weitere Aufgabe, nämlich nicht nur die Propaganda der polnischen Druckerzeugnisse zu kontrollieren und dem Reich zum Bewußtsein zu bringen, sondern auch weitergehende fremdsprachliche Propaganda des Gegners draußen in den angelsächsischen, den lateinischen Bezirken zu überwachen, weil die Menschen im Reich in den meisten Fällen die nötigen Erfahrungsvoraussetzungen zu solcher Kontrolle und Abwehr nicht mitbringen. Die geistige Ostfront, vor allem auch in Oberschlesien, hat eine ungeheuer schwierige Aufgabe, weil sie neben der, fast möchte man sagen, geistig lokalisierten Tätigkeit an der eigentlichen Front zugleich diese Weltarbeit zu leisten und mit allen Mitteln drinnen wie draußen den Ansprüchen des Gegners zu begegnen hat.

Wieviel in den Jahren seit 1918/19 gerade in Oberschlesien geleistet worden ist, wie sich diese Ostfront in enger Geschlossenheit von der strengen Wissenschaft der Vorgeschichte, der Archäologie bis zu der entsagenden, dem Tage dienenden Zeitungsarbeit von Jahr zu Jahr dichter und stärker gebildet hat, das braucht gerade in diesen Blättern nicht im einzelnen erzählt zu werden. Gehört doch zum Mitarbeiter- und Freundeskreis des „Oberschlesiers“ ein großer Teil der Männer und Frauen, die jahraus, jahrein diese Arbeit für das Ganze der Nation auf sich genommen haben. Die Zeiten sind vorüber, da gelegentlich einmal ein Roman erschien wie Clara Viebigs Schlafendes Heer, den dann das Reich ein bißchen erstaunt, ein bißchen gestört dadurch, daß es an solche Probleme denken

sollte, aufnahm und wieder vergaß. Es ist gerade hier in Oberschlesien gelungen, die Menschen im Lande oder zum mindesten in der östlichen Hälfte des Landes soweit aufzuwecken und zum Bewußtsein zu bringen, daß hier Krieg ist und Jahrhunderte lang sein wird, daß hier eine Front steht, und daß es darauf ankommt, diese Front, die sich von der Ostsee herunterzieht bis an die Donau und über sie hinaus, mit allen geistigen und nicht nur geistigen Mitteln zu stärken und zu kräftigen. Die Oberschlesier haben in diesen Jahren erreicht, daß ihr Land zum wenigsten begrifflich, wenn auch leider meist noch nicht aus der Anschauung, für das Reich eine Wirklichkeit geworden ist, und sie haben, was fast noch wichtiger ist, aus ihrer vom Zusammenleben her gegebenen stärkeren Kenntnis des polnischen Nachbarn so etwas wie ein Brücke geschlagen, auf der wir anderen an dieser Kenntnis der slawischen Welt teilnehmen können.

West- und Ostpreußen sind in der Beziehung etwas anders dran. Ihr Kampf geht sozusagen parallel mit dem politischen Kampf um den Korridor. Die kulturelle Diskussion kommt in Preußen in zweiter Linie, setzt selbst im Süden Ostpreußens in den Grenzgebieten nur schwächer und an der geistigen Oberfläche ein, weil auch dort nicht eigentlich das Zentrum der geistigen Ostfront, sondern so etwas wie ein Flügel ist. Die Hauptkräfte stehen hier in Oberschlesien, wo die beiden Nationen in unmittelbarer Berührung gewissermaßen Brust an Brust auch geistig gegeneinander ringen; jeder Zug auf der einen Seite bedingt hier den Gegenzug der andern — vom Kampf der Museen in Kattowitz und Beuthen bis zu den Büchereien, den Theaterwettspielen und dem Kampf der Pressen. Hier ist recht eigentlich das Zentrum, das Kernstück der geistigen deutschen Ostfront.

Die oberschlesische Heimat- und Grenzlandbewegung hat in Abwehr und Angriff die Arbeit geleistet, für die ihr das ganze Reich zu Dank und nicht nur zu Dank verpflichtet ist. Oberschlesiens schriftstellerische, museale, künstlerische Propaganda- und Aufklärungsarbeit, sein Wirken in der Wissenschaft, von der Archäologie bis zur Sprachenkunde, im Theater wie in den Schulen, auf allen Gebieten des verzweigten Daseins, auf dem heute in seinem Kampf unter Umständen ein ganz Abgelegenes plötzlich das Wichtigste wird, hat die Grundlagen geschaffen für die Hoffnung, daß von solcher Tätigkeit aus langsam eine Ostfront entsteht, deren Reservestellungen und Etappe über das ganze Reich bis zum Rhein und über ihn hinausgehen, wie es seit langem mit der Westfront der Fall ist. Die oberschlesischen Deutschtumskämpfer haben lange Jahre hier für sich entsagend und in der Stille diesen Kampf geführt. Sie haben dafür heute mehr denn je die Aussicht, daß sie eines Tages als die Vorkämpfer und Führer des ganzen Landes in diesem geistigen Ringen dastehen werden, als die Männer eines geistigen Kampfes vom Annaberg, die nicht nur eine bedrohte Stellung gehalten, sondern eine geistige Position geschaffen haben, von der aus das Deutschtum seinen uralten Vormarsch nach Osten von neuem wird antreten können!

Wer ist Wit Stwosż?

Von Dr. Wilhelm Mat

Wenn ein polnischer Faust über die Anfänge der Kultur seines Landes philosophieren würde, so müßte er zu dem Schluß kommen: Im Anfang war der Deutsche. Gegen eine derartige Erkenntnis bäumt sich aber die polnische Seele auf. Ja, wenn es noch wenigstens die Franzosen wären, dann würde man die Tatsache zugeben und vielleicht sogar Dankbarkeit gegen das französische Volk empfinden. So sind es immer wieder die Deutschen, die man nicht mag, und die doch bei den Anfängen der polnischen Staatlichkeit und Kultur Pate gestanden haben. Die deutschen Kulturwerke in Polen werden bei dieser Einstellung nicht zu einem einigenden Bande, das die beiden benachbarten Völker freundschaftlich umschlingt, sondern zu einem Stein des Anstoßes, zu einem Ärgernis, das man nach Möglichkeit vertuscht und verschweigt. Aus dieser ablehnenden Haltung heraus hat man nach der Besetzung Ost-Oberschlesiens alle deutschen Straßennamen durch polnische ersetzt. Dabei machte man auch vor verdienten deutschen Oberschlesiern auf dem Gebiete der Wirtschaft und Kultur nicht halt. Leider verschwanden unter anderem auch die Namen deutscher Dichterkürsten, die man doch in der Tschechoslowakei als Straßenbezeichnungen gelassen hat. In Rattowitz ist nun unserem Nachbarn bei der Umbenennung der Straßen ein kleines Mißgeschick unterlaufen. In dieser Stadt erhielt die Dürerstraße den Namen ulica Wita Stwosza. Dabei waren die Namensgeber gewiß der Überzeugung, daß sie an Stelle eines deutschen Namens einen polnischen gesetzt hätten, denn der Durchschnittsgebildete in Polen ist auch heute noch der Meinung, daß Wit Stwosż der erste polnische Renaissancekünstler sei.

Wer ist nun Wit Stwosż? Nun, niemand anders als unser deutscher Veit Stöß, der im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts in Krakau gewirkt und dort herrliche Denkmale deutscher Kunst geschaffen hat. Der Name unseres Landsmannes geriet aber in Krakau nichts destoweniger in Vergessenheit. Vor etwa hundert Jahren hat ihn Ambrosius Grabowski, der sich mit der Geschichte Krakaus beschäftigte, der Vergangenheit entrissen. In seinen Veröffentlichungen gebrauchte dieser Forscher zunächst die deutsche Form Stöß, dann aber übernahm er die Form Stwosż — poln. Aussprache Stwosch — und zwar auf Grund der Unterschrift auf dem Grabmal des Kasimir Jagellończyk im Wawel, auf dem die Worte eingegraben sind EIT STVOS, und auf Grund der Unterschrift des Künstlers in seinem Briefe an den Rat der Stadt Nürnberg aus dem Jahre 1506, die in diesem Falle Stwoß lautet.

Diese Schreibung wurde nun in Polen allgemein üblich, denn um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts waren die polnischen Kunstgelehrten fest davon überzeugt, daß Veit Stöß Pole war. Nur vereinzelt wurde noch gelegentlich die Schreibung Stos angewandt.* Im Jahre 1910 trat im „Rocznik Krakowski XIII“ Prof. Prasniß

* Kuryer Literacki Naukowy vom 30. 1. 33, Krakau.

mit der Ansicht hervor, die richtige Form dieses Namens wäre Stosz — Stosch —. Dies sei die allein richtige polnische Form des Namens, den er irrtümlicherweise vom Polnischen Stas ableitete. Zur Begründung seiner Ansicht suchte und fand er diesen und ähnliche Namen in Schlesien. Daraus folgerte er nun, daß Veit Stos ein Schlesiener sei. Die Form Stosz fand aber keine allgemeine Verbreitung, da Stwosz immerhin noch polnischer Klang. Der Streit um den richtigen Namen kam nun nicht mehr zur Ruhe.

Um die Frage nun endgültig zu klären, wandte sich Prof. Szydlowski in einem Schreiben an die Schriftleitung des „Język Polski“. Der Brief wurde an den Germanisten der Posenener Universität Prof. Kleczkowski weiter geleitet und zugleich mit der Antwort im Februarheft 1924 veröffentlicht. Zu seiner Untersuchung kam Kleczkowski zu folgendem Ergebnis: Dank der Briefe und Quittungen von Veit Stos sind wir in der Lage, seine Sprache mit voller Sicherheit zu erfassen. Die Sprache des Stos hat nichts Gemeinsames mit dem Deutschen, das in Krakau, Breslau oder in der Pilsa gesprochen wurde, d. h. mit dem Schlesiisch-Deutschen, auch nicht mit dem sächsischen Deutsch Luthers, sie ist vielmehr vollkommen identisch mit der Mundart von Nürnberg. Stos war demnach ein Deutscher aus Nürnberg. Sein Name wird in den Nürnberger Akten 128 mal mit o, 13 mal mit oe, ö und 2 mal durch den Künstler selber mit wo, vo geschrieben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir es hier mit einem langen o zu tun haben. Die Schreibung wo, vo ist der Ausdruck für das alte bairische uo, das damals nicht mehr in Nürnberg gesprochen wurde, aber offenbar in der Schreibung noch vorkam. Der Vorname Vitus tritt bei Stos stets als Veit oder Veyt auf, aber im Schlesiisch-Deutschen überwiegt die Form Vit, was man auch heute noch aus dem Sprichwort ersieht: Zu Sankt Vit kommen die Fliegen mit. Der Künstler sprach sich also Veit Stos. Durch diese Feststellungen Kleczkowskis ist der Fall für die polnische Wissenschaft geklärt.

Aber für die gebildete polnische Welt bleibt Veit Stos nach wie vor Pole. Ludwik Stasiak, der Gegenspieler Kleczkowskis, weiß auf die wissenschaftlichen Ausführungen nichts Sachliches entgegenzuhalten und stellt sich auf den Standpunkt, daß die Sprache mit der Nationalität nichts zu tun hat. Die Arbeit Kleczkowskis, der sich für das Deutschtum von Veit Stos einsetzte, bezeichnete er als schwieriger als die Arbeit des Sisyphus, der bekanntlich einen Berg hinauf einen Stein wälzen mußte, der immer wieder zurückrollte.

Es war vorauszusehen, daß Stasiak in dieser Beurteilung der öffentlichen Meinung Polens recht behalten würde. Als jetzt zur Vierhundertjahrfeier des Todestages von Veit Stos das polnische Postministerium beschlossen hatte, Jubiläumspostkarten und Briefmarken herauszugeben, schwankte es zwischen den beiden Formen des Namens Stwosz und Stosz. Die richtigere und in Deutschland übliche Fassung Stos kam überhaupt nicht infrage. Zur Herbeiführung einer Entscheidung hat sich das Postministerium an die Akademie der Wissenschaften in Krakau gewandt. Mit dieser

Angelegenheit beschäftigte sich die Kommission für Kunstgeschichte, und zwar setzte sie sich für die Schreibung Stwoss ein, die wohl unbegründet sei, aber doch die ältere Tradition für sich habe.

Diese Entscheidung hat ihren Grund offenbar in der Neigung für polnische Formen auch bei ausländischen Personennamen, so schreibt man noch immer unseren Schiller mit Vorliebe Szpler.

Veit Stoss, ein Bildschnitzer der deutschen Spätgotik

Von Dr. Eberhard Luge

I.

Vier Jahrhunderte sind in diesem Jahr vergangen, seitdem der Nürnberger Bildschnitzer und Bildhauer Veit Stoss die Augen schloß. Zwischen September und Dezember 1533 ist er als blinder Greis gestorben, wie Johann Neudörfer, der früheste Chronist der Nürnberger Künstler, uns überliefert. Das von demselben Autor mitgeteilte Geburtsdatum 1438 ist jedoch sehr unwahrscheinlich. Da andere Quellen dafür sprechen, kann man mit gutem Gewissen 10 Jahre von der Lebenszeit des Meisters abziehen, sodaß er, ein Geburtsdatum 1447 angenommen, ein Lebensalter von 85 Jahren erreichte. Nicht so eindeutig ist die Frage nach seiner Abstammung und seinem Geburtsort zu beantworten. Wie öfters bei genialen Menschen streitet sich eine ansehnliche Schar Länder und Städte um die Ehre, Veit Stoss als einen der ihrigen in Anspruch nehmen zu können. Ernstliche Rivalen in diesem Streit sind in erster Linie Krakau, wo der Meister 1477 den Auftrag zu dem großen Marienaltar im Dom erhielt, und Nürnberg, wohin er 1496 endgültig übersiedelte und dort bis an sein Lebensende wirkte. Die Streitfrage ist von dem rein künstlerischen und geschichtlichen Bezirk auf das Gebiet des Nationalen und Politischen verschoben worden. So bedauerlich die häufig in der Literatur hervortretende Schärfe auch ist, so birgt sie doch einen tieferen Sinn, nämlich diesen, wie weit die Kunst des Veit Stoss aus dem Organismus einer nationalen Kultur, einer städtischen Bodenständigkeit zu erklären sei, wie weit sein Genius die handwerkliche Kunstübung seiner Zeitgenossen mitgerissen und bedingt habe, ob also das Gewächs seiner Kunst Krakauisch oder nürnbergisch, polnisch oder deutsch sei. So gesehen, könnte man mit Wilhelm Pinder getrost über die Anstrengungen der Polen zur Tagesordnung übergehen, wenn nicht auch die biographischen Quellen auf urkundlichem Wege die deutsche Gebürtigkeit des großen Schnitzers klar erwiesen. Das Hauptargument der Polen ist die Person des Rotgießers Hans Stochse, welcher 1432 in Krakau das Bürgerrecht erwarb. Mit der Tatsache, daß in keiner der mehrfach erhaltenen Unterschriften Veits diese Namensform vorkommt, entfällt diese Beweisführung von vornherein. Es ist bestimmt kein Zufall, daß der Krakauer Altar von der deutschen Marienkirchengemeinde bei dem „Magister Wittus Almannus de Norin-

berga", wie es in der Stiftungsurkunde heißt, bestellt wurde. Erst seit 1537 ist die Kirche von den Polen mit Beschlagnahme belegt worden. Der Krakauer Stadtschreiber Johann Heydecke setzte trotz vieler Schwierigkeiten endlich die Fertigstellung des gewaltigen Werkes durch. Schon die Stiftungsurkunde, die überwiegend von Trägern deutscher Namen unterzeichnet ist, berichtet davon, „daß viele Polen das allzugroß angelegte Werk verachteten und nicht an seine Vollendung glaubten.“ Die Auftragserteilung und seine Durchführung war also eine Angelegenheit der deutschen Gemeinde in Krakau. Die Wahl auf den eigens als Deutschen bezeichneten Stoß mag sich aus persönlichen Verbindungen deutscher Kaufherren in Krakau nach Nürnberg erklären, es ist aber auch möglich, daß der junge Stoß bereits vorher einmal in Krakau gewesen war, etwa während seiner Wanderzeit. Daß er schon um 1460 sich östlich von Nürnberg umtat, kann aus einem Botendienst nach Prag, an die Königin Johanna Kazimira, geschlossen werden, der von einem Stoß — sein Vorname wird leider nicht angegeben — besorgt wurde. Dieser Bote wohnte auf dem „Neuen Ban“, am heutigen Maximiliansplatz in Nürnberg, wo auch eine Leinenweberin Kathrein († 1475) ansässig war. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß diese Frau identisch ist mit der Wirkerin Kathrein Stoßin, welche 1454 in Nürnberg das Bürgerrecht erworben hatte. Albert Gumbel hat die Spur weiter nach Dinkelsbühl verfolgen können, wo Kathrein 1445 als Gattin des 1452 verstorbenen Dinkelsbühler Bürgers Fritz Stoß urkundlich genannt wird. Es muß Vermutung bleiben, daß die Witwe, welche zwei Jahre nach dem Tode ihres Gatten nach Nürnberg auswanderte, die Mutter des Veit Stoß ist. Der Sohn wäre demnach bei der Übersiedlung etwa 7—8 Jahre alt gewesen.

Wir stehen wieder auf festem Boden, wenn wir die wertvollen Feststellungen Reinhold Schaffers über Dr. Andreas Stoß für die Biographie des Meisters auswerten. Da sich Veits Sohn Andreas, späterer Prior des Karmeliterklosters zu Nürnberg, mehrmals als in Nürnberg geboren und in Unterschriften als „Kloster- und Stadt-kind“ von Nürnberg bezeichnet, ergibt sich, daß sein Vater nicht, wie bisher angenommen wurde, in Krakau heiratete, sondern bereits vor seiner Übersiedlung nach dort. Die Ehe wird nicht lange vor dem Jahr 1477, in welchem Stoß das Nürnberger Bürgerrecht aufgab, etwa 1476, geschlossen worden sein. Sein zweiter Sohn Stanislaus, der erstmalig im Jahr 1505 als Schnitzer überliefert ist, erblickte dann bereits in Krakau das Licht der Welt.

Zusammenfassend darf man feststellen, daß der Indizienbeweis für die deutsche Herkunft des Veit Stoß wohl lückenlos ist. Insbesondere der Schluß aus dem Selbstzeugnis des Sohnes Andreas macht die Reihe vollständig: wenn Stoß noch in Nürnberg heiratete, so war er bereits dort Meister geworden und hatte das Bürgerrecht von seiner Mutter geerbt; denn einen bloß vorübergehenden Aufenthalt in Nürnberg vor 1477 anzunehmen, gleichsam nur, damit Andreas in Nürnberg geboren werden konnte, ist so haltlos, daß diese Interpretation lediglich erwähnt wird, weil sie möglicher-

weise zur „Rettung“ Stoßens für die polnische Kunstgeschichte von anderer Seite im Jubiläumsjahr dennoch geäußert wird.

Folgende Daten sind dann weiter aus der Frühzeit des Veit Stoß gesichert: im Jahre 1484 hatte sich der zunächst offenbar um seine großen Planungen angefeindete Schnitzer so weit in Krakau durchgesetzt, daß sein Name fortan unter den Ältesten der Maler und Tischlerzunft zu finden ist und der angesehene Meister von allen Stadtsteuern befreit wurde. In den Jahren 1485 und 1486—1488 war Stoß auf Reisen nach Breslau und Nürnberg, traf aber zur Weihe seines Krakauer Riesenwerkes im Jahr 1489 wieder in der polnischen Hauptstadt ein. In die folgenden Jahre fällt die Arbeit der Steingrabmäler in Gnesen und Krakau, welche die sichere technische Hand des großen Künstlers auch da verraten, wo er das Schnitzmesser mit dem Meißel vertauscht. Am 10. 1. 1496 wird er zum letzten Mal in Krakau genannt, zwischen dem 30. 1. und 27. 2. 1496 kommt der Meister in guten Vermögensverhältnissen, wie aus der Gebühr von 3 Gulden hervorgeht, um die Wiederaufnahme als Bürger bei dem Rat der fränkischen Reichsstadt ein. Bis hierher steigt die Kurve des Menschen Veit Stoß sicher und zielbewußt an, und während einiger Jahre in Nürnberg verharret sie auf ihrer Scheitelhöhe. Nach dem Tode seiner ersten Gattin ehelichte Stoß 1497 zum zweiten Male, er erwarb sich ein Haus, er bekam in ausreichender Zahl Aufträge. So ist er eben am Werke, weiteren Ruhm im neuen Wirkungskreis zu gewinnen, als im Jahr 1503 aus eigenem Verschulden die Katastrophe in das Leben des Bürgers Veit Stoß hereinbricht. Im Dezember 1503 wird er „falscher Brief halben“ durch beide Backen gebrannt, und hat man ihn „schwören lassen, sein Leben lang nit aus der Stadt zu kommen“, eine Strafe, die dem Meister erst durch einen Gnadenakt Kaiser Maximilians erlassen wurde, welcher ihm zum Arger des Rates auch die verlorene bürgerliche Ehre wiederschenkte (1506). Es ist hier nicht der Ort, auf die dramatische Wendung im Leben des Veit Stoß näher einzugehen, und auch sein weiterer Lebensgang kann nur angedeutet werden. Der Hinweis mag genügen, daß er auf Anraten des Kaufmanns Baner eine größere Summe an einen gewissen Starzedel in Breslau lieh, der kurz darauf betrügerischen Bankrott machte. Stoß griff zur Selbsthilfe und stellte einen gefälschten Schuldschein aus, ein Vergehen, das nach mittelalterlichem Recht mit dem Tode geahndet wurde. Nicht genug, daß der Rat noch milde mit dem berühmten Meister verfuhr: er fand auch außerhalb der Mauern Nürnbergs Unterstützung. Dadurch, daß die Helfer, vor allem sein Schwiegersohn Jörg Trummer in Münnerstadt, bei welchem Stoß 1504 ein Obdach gefunden hatte, höchst anrüchige Charaktere waren und kräftig auf ihren eigenen Vorteil bedacht waren, ergaben sich immer neue Konflikte mit dem Rat, und bis an sein Lebensende wird es nicht ruhig um Veit Stoß. Zweifellos ist der Rat häufig ungerecht gegen den unbequemen Bürger vorgegangen, sein Katholizismus und die gegenreformatorische Tätigkeit seines Sohnes Andreas, welche diesem seine Verbannung aus Nürnberg eintrug, mögen von vornherein gegen ihn eingenommen haben. Kein Wunder darum, wenn aus

dem beliebten Bürger der Krakauer Zeit, der einmal „umb willen seiner demut“ gepriesen wird, ein „irrig geschreyig man“ wurde, unliebsam dem Rat und den Mitbürgern.

Das bürgerliche Schicksal steht nicht unbeteiligt neben der Kunst des Veit Stof: es greift tief in sein künstlerisches Wirken ein. Es fehlt dem Geächteten an Altaraufträgen für die Kirchen. Mit dem Verlust der bürgerlichen Ehre zerfällt die Werkstatt. Die Gehilfen laufen dem Meister davon. Daher kommt es, daß in den Jahren nach dem Unglück mehrere selbständige oder in anderen Nürnberger Werkstätten tätige Kräfte greifbar sind, welche den Krakauer Stil ihres ehemaligen Brotherrn getreu festhalten. Gewisse Stilnuancen und schwächere Abwandlungen der Stof'schen Formsprache aus den Jahren bis 1510, z. B. der Hochaltar in Schwabach, sind bisher nicht mit genügendem Nachdruck aus diesen an sich naheliegenden biographischen Besonderheiten erklärt worden. Veit Stof lebt in diesen Jahren von privaten Aufträgen, von Gedächtnisbildern und Stiftungen angesehenen Bürger in die Kirchen Nürnbergs und die Umgebung dieser Stadt. Als er selbst um die Genehmigung zur Aufstellung eines Gedächtnisbildes im Chor der St. Sebalduskirche vorstellig wurde, schlug ihm der Rat seine Bitte schlechtweg ab. Umso tragischer ist es, daß das Altarwerk des greisen Meisters, der heute in der Oberen Pfarrkirche zu Bamberg verwahrte Marienaltar aus den Jahren 1520—23, wegen widriger persönlicher Umstände und als Opfer der Kämpfe um die Einführung der Reformation niemals vollendet wurde. Der Altar sollte nach dem Frühwerk des Krakauer Altares das Vermächtnis des altgewordenen Meisters und seines Sohnes sein, in dessen Klosterkirche er von der Kunst des Vaters zu künden bestimmt war. Dem Meister selbst ist in seinen letzten Lebensjahren der Streit um sein Werk nicht erspart geblieben. Nach eigenen Worten hat er es ohne fremde Hilfe in dreijähriger Arbeit geschaffen. Der Bamberger Altar ist das letzte gesicherte Werk des Veit Stof. Eine Nachricht im Nürnberger Stadtarchiv berichtet von vier Arbeiten, die sich in seinem Nachlaß befunden hätten. Wir vermögen sie nicht mehr nachzuweisen. Sicherlich sind sie nicht erst in den letzten Jahren entstanden, in welchen die mit Blindheit geschlagenen Künstleraugen nicht mehr die einst so formempfindlichen Hände führen können.

2.

Die frühesten Nürnberger Arbeiten des Veit Stof nach der Rückkehr aus Krakau sind mit der Jahreszahl 1499 datiert: Stiftungen des Paul Voldamer in der St. Sebalduskirche in Gestalt dreier Passionsreliefs aus Sandstein und zweier Holzfiguren: der Maria, welche dem Herrn nach dessen Auferstehung begegnet. Es sind voll ausgereifte Arbeiten, würdig eines Meisters, der sich durch eine Spitzenleistung Ansehen und Ruhm bei seinen Mitbürgern errungen hat. Das Gebet am Ölberg ist einer früheren Fassung im Nationalmuseum zu Krakau verwandt, und auch sonst, in den Typen der aus großen Augen blickenden, eilig sich bewegenden Apostel und Christi, ist der Stil des Krakauer Marienaltares lebendig. In einem grob zufahrenden Soldaten

auf der Gefangennahme des Herrn hat der Meister einem schnauzbärtigen Polen ein Denkmal gesetzt. Überhaupt hat Meister Stöß „von Krakä“ offenbar im öffentlichen Leben persönlichen Nutzen und Geschäftsvorteile aus seiner Welterfahrung und seinem polnischen Aufenthalt zu ziehen gewußt. Aber wie schwingt bis in jede Falte der aufgeregte knatternde Gewänder, deren Erregung die geistige Stimmung ihrer Träger widerspiegelt, wie schwingt in diesen Schöpfungen der Geist der deutschen und insbesondere der Nürnberger Spätgotik! Hat doch die ältere Forschung vor dem Bekanntwerden der übermalten Jahreszahl und Signatur die Volkamerschen Reliefs bedenkenlos dem Aldam Kraft zuschreiben können. Die Überlieferung will, daß auf dem Abendmal Mitglieder des Nürnberger Rates dargestellt sind. Das ist wohl möglich; aber wie zerhämmerst Stöß aus dem Sturm seines künstlerischen Temperamentes heraus die Formen der Gesichter und Gewänder. Ein heißer, unwirklicher Atem schlägt uns aus den steinernen Bildern entgegen. Deren Stofflichkeit wird durch den Meißel zu nichtegemacht, der die Materie meistert, fast wie ein Messer das weiche Holz. In den erwähnten Holzplastiken des gleichen Jahres läßt er die Gewandenden noch großzügiger schwingen und teilweise frei abstehen. Sie sind stilistisch schon weiter als die Steinarbeiten, eine Beobachtung, die durch einen Vergleich der Krakauer Grabplatten mit dem Marienaltar noch nicht so in Erscheinung tritt. Freilich läßt sich dieser erst sauber durchführen, wenn der Anteil des urkundlich belegten Jörg Huber sicher ermittelt ist. Der einmal angeschlagene Afford wird in einer rauschenden Folge prächtiger holzgeschnitzter Einzelfiguren aus der Frühzeit des 16. Jahrhunderts noch gesteigert, mit einer Kraft und Wucht, die an Schöpfungen des Barocks gemahnt: dem Hl. Andreas in St. Gebaldus, dem Hl. Rochus in Dgnissanti in Florenz, in den Trauernden unter dem Hochaltarkreuz zu St. Gebaldus in Nürnberg.

Man tut aber dem Genius des Meisters, der Gefühlsweite seiner Schaffenskraft unrecht, wollte man einseitig die brandende Flut der Gewandungen als Eigenart seiner Kunst hinstellen. Um 1500 hat er nach dem Erwerb seines Hauses in der Wunderburggasse an der Hausecke eine Marienfigur aufgestellt. (Abb.) Ein Bild der Süßigkeit und Holdseligkeit. Lieblich die Erscheinung dieser schlanken Himmelskönigin, auf deren Arm sich der nackte Christusknabe munter spreizt. Mit welcher edlen Anmut streicht die durchseelte Hand Mariens über das locker wogende Gewand, dessen Stoff in köstlichem Gegensatz zu der fraulichen Weichheit des Fleisches fällt. Die Figur, die sich jetzt im Germanischen Museum befindet, hat berechtigt dem Vorübergehenden die Kunst des Hausbesizers laut werden lassen. Erst 1513, in dem lebenswürdigen Verkündigungsrelief zu Langenzenn (Franken) hat der nach den Unglückschlägen des Jahres 1503 wieder ruhiger gewordene Künstler einen ähnlich zarten Wohlklang zum Klingen gebracht.

Die vollstümlichste Schöpfung Meister Weits, der im Chor der St. Lorenzkirche frei schwebende Englische Gruß, ist nicht auf solche liebevoll abtastende Nahsicht berechnet. (Abb.) Die reich mit Gold gefaßte Gruppe wird allseitig von dem breit strömenden,

durch die Glasfenster farbig gebrochenen Licht des Chores umspült und mutet mit der zärtlich umfangenden Rosenkranzumrahmung, den die Verkündigungsgruppe umgaulenden Engeln, mit den Umrissen der Gruppe im Gegenlicht unwirklich an, wie eine überirdische Erscheinung, wie eine Vision. Es wäre töricht, die Verbheit der Einzelheiten zu tadeln, sie mit dem Anteil von Gehilfen zu erklären und sie an der Schönheit der Hausmadonna zu messen. Es ist vielmehr meisterhaft die Majestät und Größe des Vorwurfs gelungen. Feinheiten würden in der Höhe der Aufhängung ohnedies verloren gehen; gar nicht zu reden von dem stattlichen Honorar, das sich der Auftraggeber Anton Lucher kosten ließ und das sicherlich eine weitgehende persönliche Leistung des Meisters zur Voraussetzung gehabt hat (1517/19).

Die bisher aufgeführten Schöpfungen des Nürnberger Meisters fügen sich einer großen Strömung der deutschen Plastik im ausgehenden 15. Jahrhundert ein, welche scharf erfasste Charakterköpfe, genau studierte Bewegungen und Gewanddrapierungen in den Dienst einer irrationalen, wirklichkeitsübersteigerten Idee stellt. Stoß läutert diesen spätgotischen Stil der „Linienschränkung“ zu einer sehr selbständigen Größe, die in der schönen Raphaelgruppe in St. Jakob zu Nürnberg (1516) und dem Englischen Gruß einen gewissen Abschluß findet. In der bereits in Krakau einsetzenden Reihe der *Kruzifixe*, welche mit dem Gekreuzigten vom Jahr 1520 im Chor von St. Sebald endet, spricht Stoß eine andere Sprache, eine scharf akzentuierende, eine naturalistische Sprache. Das Grauen des Karfreitags gibt er in dem Sandsteinkruzifixus in der Marienkirche zu Krakau und dem Kreuz in St. Lorenz. Die Tradition erzählt, das letztgenannte sei nach einer Leiche gearbeitet: Christus ist gestorben, nur der arme zermarterte Leib hängt noch am Stamm, Göttlichkeit und Verklärung der Todesstunde sind verblichen vor dem Schwarz des dem Ostersabbath entgegenämmernenden Golgatha. Die Christusauflassung vom Jahre 1520 hat mit dieser Dumpsheit gebrochen; das Ethos der in schöner seelisch-körperlicher Vollendung überwindenden Erlösers tönt dem Andächtigen vom Chor der Sebalduskirche entgegen. Der zeitlich dazwischen liegende Kruzifixus aus dem Heiliggeistspital in Nürnberg (Abb.) ist auf dem Weg zu dieser Gesinnung. Ein athletischer, edler Körper, der in allen Gelenken bis zum Äußersten angespannt ist, dessen Hände und Füße sich in wildem Schmerz krampfen. Und auf diesen Leib neigt sich verscheidend ein Haupt voll Blut und Wunden, das, noch voll Leben, doch nicht mehr von dieser Welt ist. Die Menschen aller Jahrhunderte mit ihren verschiedenartigen Sorgen, ihren wechselnden Stilen der Lebensart und der Kunst haben ehrfürchtig vor diesen glänzigsten Schöpfungen des Veit Stoß gestanden. Wir empfinden heute neben dem Gehalt die künstlerische Form besonders dankbar, die in ihrer alten Fassung unter entstellenden mehrfachen Anstrichen in der Werkstatt des Germanischen Museums wieder freigelegt werden konnte.

Der Wandel im Spätstil Stoßens geschieht nicht ganz aus eigener Notwendigkeit. Wir spüren durch die Formen des Kruzifixus von 1520 und durch die beruhigte Harmonie der Kompositionen auf dem Bamberger Altar von 1520/23 den Geist Albrecht

Dürers hindurch. Wir wissen nichts von dem persönlichen Verkehr Stosens mit zeitgenössischen Künstlern. Vielleicht hat er sehr kühl mit den anderen gestanden. Aber es ist ein deutliches Zeichen für die künstlerische Kraft des altglänzig gebliebenen Meisters, wenn er noch in seinen letzten Werken fremde Anregungen mit schöpferischer Selbständigkeit verarbeitete. Er hat noch in seinem Alter die schwere Krise zu Beginn des 16. Jahrhunderts mit wachen Augen durchlebt, die Krise, welche Reformation und Renaissance heraufführten. Nürnberg ist für die religiöse und künstlerische Umlagerung bahnbrechend in Deutschland gewesen. Beide mußten einer in den Traditionen des Mittelalters verwurzelten Persönlichkeit, wie sie Stoß war, den Boden unter den Füßen entziehen. Demzufolge finden wir ihn im Lager der treuen Katholiken, demzufolge ist er bis zuletzt Spätgotiker geblieben, der Sendung seiner Generation getreu. Die Altäre, unter deren geistigem und künstlerischen Formenzwang er zum Meister reifte, stehen noch heute in ihrer Mehrzahl in den Nürnberger Kirchen. Stoß hat mit dem ererbten Gut weitergearbeitet. Das Wort Italien mit seinem wunderbaren Zauber, der Albert Dürer bis ins Innerste ergriff, hat für Veit Stoß keinen Klang gehabt. Wir besitzen eine Reihe Kupferstiche aus der frühen Zeit von seiner Hand, die charaktervollen Altartafeln in Münnerstadt (1504) lassen seine Begabung als Maler erkennen: überall, wo er anpackte, ob als Bildhauer oder Schnitzer, hat er die handwerkliche irdische Bürgerlichkeit der hergebrachten Kunstübung in die glasklare Höhenluft meisterhafter Künstlerschaft erhoben. Darin liegt seine persönliche Leistung für die Nürnberger Kunst, die ihn z. B. weit über Adam Kraft heraushebt. In größerem Zusammenhang gesehen, stellt er sich in die erste Reihe der altdeutschen Maler und Bildner, deren Werke immer zu den schönsten Zeugnissen des deutschen Geistes zählen werden, seiner Bedeutung entsprechend, deren wir Nachgeborene in diesem Jahr gedenken: als größter Bildschnitzer der alten Reichsstadt Nürnberg.

Die Werke des Veit Stoß für Polen

Von Dr. Erich Wiese

1477 gibt Veit Stoß sein Nürnberger Bürgerrecht auf und geht nach Krakau. Sein dortiges Hauptwerk, der Marienodaltar in der Marienkirche, beschäftigt ihn von diesem Jahr an bis 1489. Zwischendurch ist er wieder zwei Jahre in Nürnberg, 1486—88. Für 1485 ist eine Reise nach Breslau bezeugt. Im Januar 1496 kehrt der Meister endgültig nach Nürnberg zurück.

Sein Schaffen in Polen umfaßt also eine Zeit von etwa 17 Jahren, die um den Höhepunkt seines Lebens liegen. Das erklärt die Durchführung eines so gigantischen Werkes wie es der Marienodaltar ist. Es gibt kaum einen zweiten Altar deutscher Schnitzkunst von solchen Ausmaßen und keinen, der seine Schreinfiguren an künstlerischer Meisterschaft überträfe. Das Bauvorhaben für das Werk bestand offenbar

schon längere Zeit. Da es von Anbeginn großzügig gedacht war, ist die Berufung eines Meisters aus einer der damaligen Zentralen kirchlicher Kunst für diese Aufgabe nicht verwunderlich. Sie fiel zudem nicht aus dem Rahmen der Gepflogenheiten im damaligen Krakau, das bekanntlich auch andere deutsche Künstler, etwa Jörg Huber, Hans von Kulmbach, Hans Dürer heranzog, ganz abgesehen von den regen Beziehungen zum nächstgelegenen Kunstzentrum, zu Breslau. Zudem ist die kosmopolitische Einstellung der Polenkönige auch sonst zu belegen. Nachdrücklich aber ist an die Tatsache zu erinnern, daß Krakau vom 13. Jahrhundert bis in die erste Hälfte des 16. so gut wie eine deutsche Stadt zu nennen war; sie hatte Magdeburger Recht und eine deutsche Stadtverwaltung mit deutscher Amtssprache. In der Hauptkirche der Stadt, der Marienkirche, wurde deutsch gepredigt, und die Zweifler an der Durchführung des großen Altarbaues der deutschen Gemeinde waren Polen; sie spotteten über den Plan, wie die Stiftungsurkunde für das Werk des Veit Stofß berichtet. Sollte man sich unter solchen Umständen an einen polnischen Künstler gewandt haben? — Aber läßt man selbst den Streit um Stofßens Stammeszugehörigkeit beiseite, obgleich er heut nicht mehr gegen Deutschland entschieden werden kann, so bleibt die Frage: Wo ist der künstlerische Boden, aus dem seine Meisterschaft erwuchs? Etwa im Polen des 15. Jahrhunderts das, soweit es überhaupt plastische Kunstwerke von einiger Bedeutung vor Stofß aufzuweisen hat, völlig vom schlesischen (Löwenmadonnenkreis), sowie dem schlesisch-böhmischen Kunstkreis (weicher Stil) abhängig war?¹ Es ist längst nachgewiesen, daß Stil und Geist Stofß'schen Schaffens nur aus der lückenlosen Tradition süddeutscher, im besonderen fränkischer Schnitzkunst ableitbar und begreiflich sind.² In Polen steht die große Leistung des Meisters isoliert; in Süddeutschland fügen sich seine Werke harmonisch einer rauschenden Symphonie verwandter Schöpfungen ein.

Dennoch bleibt auch heute noch das Entfalten des Krakauer Altars eines der größten Erlebnisse, die ein Kunstempfindlicher Mensch haben kann. Wenn jene große Reliefwand, die zunächst wie ein riesiges Bilderbuch wirkt, sich langsam auftut und die Mittelgruppe erscheint, ist es, als spiele sich eine Szene welthistorischen Geschehens vor uns ab. Die Reliefs zu beiden Seiten erscheinen wie die vollbesetzten Ränge eines Theaters, von denen herab der Vorgang im Schrein beobachtet wird. Dieser ist voller Spannungen. Ihr Träger ist das aufbrausende Gewoge brechender, flackernder, schiebender Faltengruppen, das beruhigt und gekrönt wird von einer Reihe männlicher Charakterköpfe, die sich unvergeßlich einprägen. Verweilt man länger, wird man des Reichtums der Schreinfüllung erst nach und nach inne. Die Mittelgruppe der Apostel ist um die nieder sinkende Gottesmutter bemüht, die seitwärts stehender verfolgen ergriffen die Aufnahme Mariae in den Himmel durch ihren Sohn. Diese Gruppe zu Häupten der Hauptfiguren steht unter reichem Baldachinwerk und ist von Engeln umschwebt. Die

¹ Vgl. auch Wiese, *Mittelalt. Plastik in Oberschlesien*. Im demnächst erscheinenden Bericht des Provinzialkonservators von Oberschlesien.

² Vgl. u. a. Max Loßniger, *Veit Stofß*. Leipzig. 1912, sowie den Aufsatz von E. Luze in diesem Heft.

vier Kirchenväter assistieren in den Zwickeln über dem Rundbogen, während dieser selbst von den Propheten besetzt ist. Das Geschehen im Schrein, der Tod Mariens, schließt sich sinnvoll mit den sechs Szenen der Innenflügel zusammen: Verkündigung, Geburt, Anbetung der Könige, Auferstehung und Himmelfahrt Christi, Pfingstfest; es sind die „sieben Freuden Mariae“. Vollendet und aufs höchste gesteigert wird ihr Ablauf erst durch die Krönung der Jungfrau durch Gottvater und Gottsohn, die in dem Aufsatz über dem Mittelschrein, dem sog. Gesprenge, erscheint. Die Reliefs bei geschlossenen Innenflügeln zeigen weitere Begebenheiten aus dem Leben Mariens, sowie die „Schmerzen Mariae“, die Passion ihres Sohnes. Die Heiligen zu Seiten der Marienkrönung im Gesprenge sind die Heiligen Adalbert und Stanislaus, die Schutzpatrone von Polen und Krakau.

Es ist selbstverständlich, daß Stoß für diesen umfänglichen Altar zahlreiche Hilfskräfte beschäftigte, die einen großen Teil der Reliefs, die Gesprengefiguren, die ornamentalen Teile und dergleichen ausführten, freilich nach Entwürfen des Meisters. Seine eigne Hand, sein ganzes Temperament sprüht aus den großen Schreinfiguren, ist aber ebenso lebendig in dem flotten, aber ornamental gebundenen Rhythmus der Predellenfüllung, jenes Altaruntersatzes, der dem Andächtigen räumlich am nächsten ist. Hier ist der Stammbaum Christi, die sog. Wurzel Jesse, dargestellt: Aus der Brust Jesses, des Vaters Davids, der schlafend unten ruht, wächst der Baum, dessen Äste die Vorfahren Christi tragen.

Auch am Krakauer Marienodaltar sind die Jahrhunderte nicht spurlos vorübergegangen. Dem 19. Jahrhundert — der Restaurierung von 1866—71 — war es vorbehalten, seine schöne alte Fassung zu zerstören und das Ganze in einen einförmigen grauen Ton zu tauchen. Wir wissen, daß der Altar ehemals in reicher Vergoldung und Bemalung strahlte wie andere Altäre der Zeit. Besonders bedauerlich ist es, daß auch die gemalten landschaftlichen Hintergründe der Reliefs, ein ganz wesentlicher Bestandteil für ihre Wirkung, verloren sind. Matthias Stoß, der Bruder des Veit, war an der Staffierung des Altars beteiligt.

Es ist selbstverständlich, daß Stoßens Arbeitskraft von 1477—89 durch sein Krakauer Hauptwerk fast völlig in Anspruch genommen war: 13 m Höhe und bei geöffneten Flügeln fast 11 m Breite, das wollte erfunden, durchgearbeitet, ausgeführt und beaufsichtigt sein! Trotzdem hat der Künstler während dieser Zeit und der weiteren 5 Jahre seines Aufenthalts in Krakau noch eine Anzahl bedeutender Werke geschaffen und daneben eine Schnitzerschule ausgebildet, die weit über den Osten ausstrahlte. Von einigen Altären und andern Arbeiten haben wir nur noch schriftliche Kunde. Was sonst in Polen erhalten ist, zeigt uns Stoß von einer neuen Seite, nämlich als Bildhauer, als Steinmeyer. Voran steht hier das Grabmal für König Kasimir Jagiello († 1492) im Dom auf dem Wawel. Es ist aus stark geadertem ungarischen Rotmarmor in Form einer Tumba mit Baldachinüberbau gebildet. Das Datum 1492 ist ebenso merkwürdig, wie die polonisierte Signatur auf der Deckplatte. Ein so umfangreiches Grabmonument

in solch sprödem Material war nicht von heut auf morgen geschaffen. Die Mitarbeit Jörg Hubers aus Passau, der erst 1494 das Krakauer Bürgerrecht erwarb, ist nachgewiesen durch Signatur am Baldachin. Es bleibt die Möglichkeit, eine Entstehung der Platte zu Lebzeiten des Herrschers und ihre Vollendung im Todesjahr anzunehmen. Eindeutig jedenfalls erweisen Stil und Qualität der Figur die eigenhändige Arbeit des Meisters. Sie ist eigentlich erst voll zu würdigen nach Kenntnis einer Aufnahme nach dem Gipsabguß, weil dann die sehr störende Unruhe des fleckigen Marmors wegfällt. Wahrhaft majestätisch, vornehm und demutvoll zugleich, gibt sich die schlanke, großformig komponierte Gestalt innerhalb des feinen heraldischen Rahmenwerkes. Sparsam, aber desto wirksamer, sind die realistischen Akzente gesetzt: die feingebuckelte Mantelborte führt leicht und elegant hinauf zu dem eindringlich durchmodellierten Kopf, neben den nur Leistungen wie Riemenschneiders Scherenberg-Grab in Würzburg (vollendet 1499!) zu stellen sind. Die Grabmäler für die Bischöfe Olesnicki († 1493) in Gnesen und Bnina († 1493) in Wloclawek, deren Ausführung Stofß übernahm, wirken neben dem Kasimirgrab bescheiden und schwunglos, während die in der Wischer-Hütte gegossene Bronzetafel für den Humanisten und königlichen Geheimsekretär Callimachus († 1496) so unmittelbar und frisch im Figürlichen erscheint, daß man an eine persönliche Anteilnahme des Künstlers gerne glaubt.

Neben den Grabmälern ist schließlich das zierliche steinerne Ölbergrelief im Nationalmuseum in Krakau zu nennen, wohl eine frühe Arbeit von fast überspiziger spätgotischer Haltung im manieristischen Spiel der Gewänder. Es tritt, ebenso wie die Bischofsgräber hinter dem Kasimirgrab, an Bedeutung weit zurück hinter dem dritten ganz großen Werk von Stofß für Polen, dem steinernen Kruzifixus im südlichen Seitenschiff der Marienkirche in Krakau. Der Kruzifixus gehört zu jenen Werken deutscher Kunst, die erschüttern. Ihre Formkraft ist überwirklich und führt in mystische Bezirke. Wie beim Jagellonengrab hat auch hier Lößniger mit Recht auf Beziehungen zu Nikolaus Gerhart hingewiesen und damit den Stammescharakter solcher Spitzenleistungen festgelegt. — Die Marienkirche birgt noch ein zweites großes Kruzifix von Veit Stofß; es ist in Holz geschnitten und steht sehr hoch im Triumphbogen.

Apostel des Marienaltars, Jagellonengrab, Steinkruzifixus verkörpern Höhepunkte Stofß'scher Kunst, denen nur Spätwerke wie der Bamberger Altar die Wage halten. Daß sie noch heut im europäischen Osten von deutscher Kultur zeugen, die Jahrhunderte überdauerte, darf uns Freude und Vertrauen geben.

Schweidnig, Pfarrkirche
 Marientodaltar
 Mittelstück, Holz



Pleß, Hedwigskirche
 Die 14 Nothelfer, Teil-
 stück, Holz





Breslau, Magdalenen-
kirche
Lukas malt Maria, Holz

Auf den Spuren von Veit Stof in Schlesien

Von Dr. Paul Knötel

In dem Jahrbuch der Gesellschaft der Freunde der Geschichte und Denkmäler Krakaus, Rocznik Krakowski, von 1912 erschien ein Aufsatz von Professor Jan Ptasnik über die Abstammung des Bildschnitzers Veit Stof, um die ja noch bis heute zwischen Deutschen und Polen gestritten wird. Ptasnik hält mit den übrigen polnischen Forschern an der polnischen Nationalität des Stof fest, läßt ihn aber aus Schlesien stammen. So hätte unser Land besondere Veranlassung, in diesem Jahre seiner zu gedenken, wo sich zum vierhundertsten Male sein Tod jährt, wenn — ja wenn die Beweise, die der polnische Forscher vorbringt, stichhaltig wären. Positive, auf Urkunden gestützte Beweise gibt er nicht. Er weist nur auf das häufige Vorkommen des Namens Stof (in verschiedenen Formen wie Stosso, Stofsch u. a.) als Familiennamen wie auch in Ortsnamen, besonders im Kreise Oppeln, hin. Aber bei den Eigennamen handelt es sich fast ausschließlich um Mitglieder der bekannten Adelsfamilie Stof, und mit ihr dürften auch die Namen einer Anzahl Dörfer — übrigens nicht sehr viele — im Zusammenhang stehen. Jozikowski hat in seiner Geschichte der Stadt Oppeln (Beilage Nr. 3, S. 348) die Namen von Oppelner Bürgern und der Bauern aus der Umgegend nach Urkunden des 16. Jahrhunderts zusammengestellt. Ein Stof findet sich aber nicht darunter¹. Von Wichtigkeit scheint mir auch zu sein, daß der Name Veit als Vorname in Schlesien sehr selten ist.² Auch als Kirchenpatron läßt sich Veit in Schlesien während des Mittelalters nur zweimal nachweisen.³

Wenn aus diesen Gründen von einer schlesischen Abstammung des Stof keine Rede sein kann, so haben wir Schlesier doch auch alle Veranlassung, in diesem Gedächtnisjahre seiner zu gedenken, da wir in unserem Lande manche Spuren verfolgen können, die er, seine Familie und seine Kunst hier hinterlassen haben. Wie bekannt, waren Nürnberg und Krakau die Stätten, wo der bedeutende Meister gewirkt und von denen er seine Kunst hat ausstrahlen lassen. Beide Städte aber verknüpfen, auch in der Lebenszeit des Stof, mannigfache Beziehungen ideeller und materieller Art mit Schlesien, an erster Stelle mit der Landeshauptstadt Breslau.

Von Krakau aus, wo er bis 1496 wohnte, war er 1485 selbst einmal nach Breslau gekommen — wir wissen nicht, aus welcher Veranlassung. Aber auch eine Beziehung des Meisters zu Schlesien läßt sich nachweisen, die auf einem ganz anderen Felde als dem der Kunst liegt. Es handelt sich nämlich um den Goldbergbau von Reichenstein, der gerade damals seine Hauptblütezeit erlebte. Einen bedeutenden Anteil an ihm hatten die Augsburger Fugger als Gläubiger der Herzöge von Münsterberg-Ols. Aber sie waren nicht als einzige süddeutsche Gewerkschaft daran beteiligt. Vielmehr

¹ Max Lofnitzer, Veit Stof, Leipzig 1912, S. 12 f. Paul Knötel, Veit Stof u. Schlesien (Oberschlesien, 11. Jahrg. 1912/13, S. 345 ff.).

² Nach H. Reichert. Die deutschen Familiennamen nach Breslauer Quellen des 13. u. 14. Jahrh. kommt Vitus (Veit) in dieser Zeit in Breslau überhaupt nur einmal vor (S. 7).

³ Neuling, Schlesiens Kirchorte², S. 380.

werden in einer Urkunde von 1510 gelegentlich eines Rechtsstreites zwischen dem Herzog Karl von Münsterberg-St. und süddeutschen Gewerken eine Anzahl Kaufleute von Augsburg, Nürnberg und anderen Orten namentlich angeführt, unter ihnen *Veit Stots*. Das kann nur unser Künstler sein, der sich auch dadurch, daß er sein Geld im Bergbau arbeiten ließ, als tüchtiger Geschäftsmann erwies (cod. dipl. Sil. 20. Bd. S. 179).

Wenn wir unsere Zeit aller möglichen schnellen Verkehrsarten mit der Zeit vor 400 Jahren vergleichen, will es uns fast unmöglich erscheinen, daß auch schon damals ein reger Menschenaustausch nicht nur innerhalb eines Landes, sondern auch international zwischen verschiedenen Staaten stattgefunden haben sollte. Und doch war es der Fall, und gerade die Familie des *Stoß* bietet dafür ein treffendes Beispiel. Nicht nur, daß er selbst zwischen Deutschland und Polen seinen Wohnsitz gewechselt hat, daß sein Bruder Matthias aus Siebenbürgen nach Krakau kommt, finden wir seine Söhne in Bamberg, Krakau, Görlich Schesburg in Siebenbürgen, Pilsen Kronstadt und Bergsäß in Ungarn. In Görlich, das ja seit über hundert Jahren zu Schlesien gehört, war seit 1513 der dritte Sohn Florian als Goldschmied tätig und läßt sich hier bis nach 1540 nachweisen. Im Jahre 1543 starb er als Bürger von Lußig in Böhmen. Er muß in Görlich in üblen geldlichen Verhältnissen gewesen sein, da 1525 der Rat der Stadt den Vater ersucht, 40 fl. Schulden für ihn zu bezahlen, und er 1533 als ein „unbehauster armer Handwerkermann mit unerzogenen Kindern“ bezeichnet wird. Auch im altgeschichtlichen Schlesien läßt sich ein Mitglied der Familie *Stoß* nachweisen, das sogar den Vornamen des großen Bildschnitzers, *Veit*, geführt hat. Sein Andenken ist uns durch einen kleinen Grabstein an der katholischen Pfarrkirche von Frankenstein erhalten, der im Relief den Christusknaben mit Reichsapfel und Kreuz zeigt, wie er mit dem rechten Fuß den Kopf der Schlange zertritt. Neben ihm kniet in ganz winzigen Verhältnissen der Verstorbene, laut Inschrift „*Veit Stots der Jünger*“, gestorben 1569 am Tage Mariae Himmelfahrt.⁴ Daß er wirklich der Familie angehörte und nicht etwa bloß eine zufällige Namensgleichheit vorliegt, beweist das in einem Renaissanceschilde stehende Meisterzeichen des alten *Veit Stoß*. Es kann sich hier nur um einen Enkel desselben handeln, nicht, wie man früher annahm, um seinen gleichnamigen Sohn, der schon vor 1531 gestorben war. Wenn er in der Inschrift als der Jüngere bezeichnet wird, so muß auch sein Vater *Veit* geheißen haben, und daraus ergibt sich das eben Gesagte. Sonst wissen wir über ihn nichts. Bei der Nachbarschaft von Frankenstein und Reichenstein könnte man daran denken, daß die Beteiligung seines Großvaters an dem Goldbergbau irgendwie mit seiner Anwesenheit in Frankenstein in Verbindung stünde, aber über Vermutungen kommen wir nicht hinaus.

Die Kunstwerke, die dieser seinerzeit schuf, beschränken sich in ihrem Verbreitungskreise

⁴ H. Luchs, *Veit Stoß der Jüngere in Schles.* Vorzeit, alte Folge, 3. Bd. S. 475 f. mit Abbild. — Seidel, *Das Grabmal B. St. d. J.* usw. in *Unsere Heimat*, Beilage der Frankenstein-Münsterberger Zeitung, 2. Jahrg. S. 136 ff. mit Abbild. — P. Knötel, *Der Frankensteiner B. St.*, ebenda, 5. Jahrg., S. 89 f. mit Abbild.

selbstverständlich nicht auf die beiden Städte Krakau und Nürnberg; so finden wir z. B. Schöpfungen seiner Hand auch in Gnesen, in Ungarn, ganz abgesehen von den Werken seiner Nürnberger Zeit. Warum sollte nicht ein oder das andere auch nach dem benachbarten Schlesien gekommen sein! Da Stof, wie wir wissen, nicht nur Bildschnitzer war, sondern auch in Stein arbeitete, so schrieb ihm Daun die drei Figuren einer Jungfrau mit dem Kinde, Katharina und Nikolaus vom früheren Odertore in Glogau aus stilistischen Gründen zu.⁵ Und gewiß lassen sich starke Stof'sche Einflüsse bei ihnen feststellen, aber gegen ein eigenhändiges Werk des Meisters spricht meiner Ansicht nach ein ganz abseits der künstlerischen Seite liegender Umstand. Die Steinfiguren sind, wie die auf ihren Sockeln befindlichen Wappen ergeben, laut Beschriftung aller drei mit der Jahreszahl 1505 von dem damaligen Glogauer Herzoge Sigismund gestiftet worden, der schon im folgenden Jahre seinem Bruder als König von Polen folgte. Da Veit Stof das Grabmal ihres Vaters Kasimir im Krakauer Dom geschaffen und wohl auch sonst mit der königlichen Familie durch Aufträge in Verbindung gekommen war, so lägen ja auch die Glogauer Figuren in dieser Linie, aber Stof wirkte ja schon seit 1496 in Nürnberg, und es erscheint mir ausgeschlossen, daß der Herzog mit dem Auftrage der der Stadt zu widmenden Gestalten so weit gegangen sein sollte, wo ihm in Schlesien selbst, schließlich auch in Krakau, andere Meister zur Verfügung standen. So haben wir hier sicher nur die Schöpfungen eines allerdings tüchtigen Meisters vor uns, der der Stofwerkstatt in Krakau angehört haben wird.^{6b} Von diesen führen Verbindungslinien stilistischer Art zu anderen Werken unseres Landes, und zwar zunächst zu einem Schnitzer, den Wiese als Lukasmeister bezeichnet.⁶ Der Raum verbietet, näher darauf einzugehen. Nur auf gemeinsame Züge der Glogauer Maria mit der im unten erwähnten Wieseschen Aufsatze abgebildeten Holzfigur Mariens aus Seitisch (Kr. Gubrau) sei hingewiesen. Der Lukasmeister führt seinen Namen nach dem Mittelstück eines Schnitzaltars in der Breslauer Magdalenenkirche. Es stammt aus der Innungskapelle der Maler und stellt deren Patron, den Evangelisten Lukas, dar, wie er, der Legende nach Maler, die Madonna malt, die an dem ungenähten Rocke Christi arbeitet.

Als erster habe ich schon 1912 in meinem in der ersten Anmerkung angeführten Aufsatze darauf hingewiesen, daß auf die sitzende Gestalt der Jungfrau zwei Werke von Stof von Einfluß gewesen sind.⁷ Der Altar aus Lusina in der Krakauer Akademie und ein Kupferstich, die beide zwar im Thema von unserem Breslauer Werke abweichen — die hl. Familie — aber die Jungfrau bei derselben Arbeit darstellen. (Abbild. Daun,

⁵ B. Daun, Veit Stof und seine Schule, 2. Aufl. Leipzig 1916, S. 104 ff. mit Abbild. Tafel 31. R. Bimler, Ein unbekanntes Werk von V. Stof in Glogau, Kunstchronik, neue Folge, 25. Jahrg. 1914, S. 5 mit Abbild. Andere Abbild. A. Schulz, Schles. Kunstleben im 15.—18. Jahrh., Blaschke, Gesch. v. Glogau, S. 182 u. Lutsch, Bilderwerk, Tafel 56, 2, 3, 4.

^{6b} Vergl. dazu Oskar Hellmann, Die Steinfiguren vom Glogauer Odertor („Unsere schlesische Heimat“, Beilage zum „Niederschlesischen Anzeiger“, 16. Jahrg. Nr. 8, Oktober 1932.)

⁶ E. Wiese, Der Lukasaltar in der Maria-Magdalenenkirche und verwandte Werke (Schles. Vorzeit, neue Folge, 9. Bd., S. 73 ff.).

⁷ Vergl. auch: B. Pasak, Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der mittelalterl. Holz- und Steinplastik in Schlesien (Zeitschr. f. christl. Kunst, 29. Bd. 1916, S. 40 f.).

a. a. D. Tafel 11 u. 8, Loßniger a. a. D. Tafel 5). Nun läge es ja nahe, daß ein von Stofß ganz unabhängiger Meister den Kupferstich benützt habe; doch steht gerade die Maria des Lufinaer Altars der Breslauer in ihrer ganzen Haltung viel näher, so daß wir zu der Annahme gezwungen sind, daß der Meister des Lukasaltars in der Krakauer Werkstätte des Stofß gearbeitet haben muß, ohne daß er dort seiner Eigenart verlustig gegangen wäre. Mehr ist das der Fall bei dem Schöpfer des Schweidnitzer Altars von 1492. Sein geschnitztes Mittelfeld zeigt den Tod der Jungfrau Maria in der im Spätmittelalter aufgetretenen Art, daß sie, im Kreise der Apostel knieend, ihren Geist aufgibt. Denselben Vorwurf zeigt das Mittelstück von Veit Stofß' Krakauer Hauptwerk in der dortigen Marienkirche. Hier wie dort auch über dem Hauptvorgange in kleineren Gestalten Christus, von Engeln umgeben, wie er die Seele Mariens gen Himmel trägt. Eine Gegenüberstellung beider Werke, wie sie z. B. Pagal in seinem angeführten Aufsatze gibt, läßt sofort die starke Abhängigkeit unseres schlesischen Altars von dem Krakauer erkennen.⁸ Vor allem auch in einem künstlerischen Mangel, nämlich die eigentümliche Gruppierung der Apostel um die Sterbende, so daß ihre Teilnahme an dem traurigen Vorgange z. T. mindestens problematisch erscheint. In Schweidnitz hält der Jünger Johannes, vornübergebogen, die knieende Jungfrau; ganz ähnlich finden wir das auf einem anderen Werke des Veit Stofß, nämlich einem Flügelbild des Lufinaer Altars, so daß wir auch dadurch im Zusammenhange mit allem anderen dazu geführt werden, den Schweidnitzer Meister als einen direkten Schüler der Stofßschule anzusprechen, wie es auch die gleichartigen Aposteltypen beider Werke beweisen. Sie kehren z. T. auf dem Marienodaltar aus der Zeit um 1500 in der Corpus-Christikirche in Breslau wieder, ohne daß aber deren Schöpfer mit dem Schweidnitzer identisch wäre. Besonders Wieses Forschungen haben die Schulzusammenhänge dieser und anderer Werke näher dargelegt, ohne daß damit allerdings überall das letzte Wort gesprochen wäre. Ehe wir aufhören, den Spuren des Stofß in Schlesien nachzugehen, möchte ich zum Schluß noch auf die Reste eines Altarwerkes hinweisen, über das ich im „Oberschlesier“ früher eingehend gehandelt habe: des Hochaltars der Holzkirche zur hl. Hedwig in Pleß.⁹ Ich habe schon dort von Stofßeinflüssen gesprochen. Ergänzend aber möchte ich hier noch hinzufügen, daß der hl. Christoforus aus der Predellengruppe der 14 Nothelfer sicherlich von der gleichen Gestalt auf der Rosenkranztafel Meister Veits im Germanischen Museum in Nürnberg abhängig ist.¹⁰ Nur ist dieses schöne Werk ja allerdings erst in Nürnberg entstanden, doch können Einzelheiten daraus auf Skizzen oder Entwürfe aus der Krakauer Zeit zurückgehen. Denn jedenfalls ist auch hier wie in den vorher behandelten Fällen die Krakauer Werkstatt des Stofß die Stelle gewesen, von der direkt oder indirekt die Einflußnahme auf die schlesische Kunst ausgegangen ist, ohne daß man deswegen von polnischen Kunsteeinflüssen sprechen müßte. Veit Stofß war und blieb auch in Krakau ein deutscher Meister.

⁸ Vergl. auch: J. Langer, Veit Stofß und sein Altarschrein in Schweidnitz (Schles. Heimatblätter, 4. Jahrg. 1910/11, S. 369 ff.).

⁹ Die Hedwigskirche in Pleß und ihre Altäre (Der Oberschlesier, 11. Jahrg. 1929, S. 602 ff.).

¹⁰ Abbild. Daun, a. a. D., Tafel 37.

Begegnung im Hause des Todes

Von Friedrich Deml

Sie hatten den Herrn vom Kreuze genommen; die Mutter hatte seinen welken Leib im Schoße gehalten; dann hatte der Schoß der Erde ihn empfangen. Drei Tage blieb er dort zu Gast; er schritt durch Felsentore und über feurige Halben zur Vorhölle, wo die Gerechten im Hause des Todes wohnten. Ihn, den granitnen Herrscher, ging er besuchen. Auf der Treppe begegneten sich die beiden Schicksalhaften und blickten sich lange in die Augen. Des Todes Auge schien traurig und unbestimmt wie ein schwarzer Bergsee, der nie in die Sonne sieht, der in sich selbst versunken wartet. Des Herrn Auge war ohne Frage, durchsichtig, eine Sonne vor Aufgang.

Am ersten Tage sprach der Tod: „Ich grüße dich! Daß du mir nichts schuldig bliebst und deinen Geist aufgabst wie alle, die hier hausen, mag der Gehorsam sein, den ein Gott an sich selber übt. Mir aber hast du keine Lust bereitet; ich weiß nicht, warum du stirbst, wenn du am dritten Tage wieder auferstehst; überflüssig dünkt mich dein Tod.“

Christus lächelte und legte die Hand auf die Schulter des Todes: „Groß ist deine Frage und Klein, Tod! Ins Fleisch gestiegen, gehe ich den Weg alles Fleisches. Aber wer hieß dich das Wörtchen „Überflüssig“ mit solchem Spotte und solcher Handbewegung aussprechen? Überflüssig wars, daß ich Mensch ward und geboren aus Maria, der Jungfrau. Überflüssig ist alles, was aus Liebe geschieht, und nur notwendig in der Liebe.

Dies zum nächsten. Zum andern aber: Du rührst an das „Weißnichtwarum?“ Das Leben kennt kein warum. Es lebt sich selber ohne Frage und ohne Antwort, es reißt zu seiner Fülle und zur Stunde des Todes. Der Tod ist die Frucht des Lebens, und jede Frucht fällt vom Baum. Wohin? In sich selbst zurück, ein Spiel und Widerspiel, das ist alles. Warum nach dem Sinn des Todes fassen mit dürrn Händen, wo der Sinn des Lebens der Sinn des Todes ist? Oder hättest du dich je für etwas Selbstgesetztes gehalten? Ich glaube an das dreimal heilige Leben, das ohne Frage ist, ein Glaube von Unbeginn.“

Da sprach scharf der Tod am zweiten Tage: „Du entgehst mir nicht in das Dickicht der Bilder und Gleichnisse; ich sah, wie dein Antlitz zur wächsernen Maske erstarrte, Schweiß und Blut ätzen deine Wange, ich sah, wie du zucktest, ich spürte, wie dein Herz sich bäumte, als ich danach griff. Leugne nicht den Spruch des Todes, indem du ihn zu seinem Widerspruch, zum Leben, umlügst.“

Der Herr aber antwortete und seine Züge waren überschattet vom Nachgefühl der Sterbenspein: „Wahrlich, ein hartes Wandlungswort ist der Tod; er sprengt alle Fugen des wohllich warmen Körpers auf und zerstampft zu Staub seine Heimlichkeiten. Dennoch ist er nur ein Schein und Gleichnis, wie das Leben, und das Wesen bleibt unberührt. Als mein Antlitz sich verfärbte, meine Lippe dorrt, da geschah nichts Wesenhaftes, nur Scheinhaftes. Es geschah an meinem Leibe, und der ist ein Gleichnis ewiger Dinge. Du frohlocktest, weil ich litt; ich leide, aber ich leide an mir; ohne mich

ist das Leiden weniger als ein Nichts. Ich sterbe, aber ich sterbe an mir; ohne mich ist der Tod weniger als ein Nichts."

Da drehte der Tod sich schweigend auf der Ferse um und schritt voran. Sie traten in die kühle Halle, wo die Väter sich ergingen; langsam und schwer, wie bei Schläfrigen, tropfte denen die Rede von den Lippen. Jesus fing sie auf. Es war Adams Stimme, die ihn streifte wie der samtige Flug einer Fledermaus.

"Wir sollten den Tod nicht erleiden; doch die Frucht in der Mitte des Gartens reifte und reifte; hätte ich nicht greifen sollen, eh sie faulte? Ich griff, und ich aß den Tod in mich hinein. Hätte ich warten sollen, bis die Schale der Frucht gesprungen wäre und der Kern sich mühelos enthüllt hätte? Ich alterte damals nicht, ich blieb unveränderlich, meine Sinne schwangen im Gleichmaß. Der Garten aber wandelte sich und wirbelte in Farben, Düften und Jahreszeiten. Tier zeugte Tier und verendete zu meinen Füßen. Ich wollte wissen, warum zeugen, werden und entwerden? Ich pries die Versuchung, die meinen freien Willen bestätigte, ich wünschte, und wollte sein wie Gott, der ich doch das wunschlose Ebenbild Gottes war, ein paradiesisch Dasein. Nun mußte ich zeugen wie Tier und Pflanze und vergehen wie Stern und Tier und Pflanze. Mein Wahn machte mich sterblich. Nun warten wir auf den andern Adam, der sich selber als Frucht aus Gott und Mensch an den Baum der Versuchung hängt, in der Mitte des Gartens, wo alle Wege sich kreuzen. Ihn werden wir kosten, den wahren Apfel der Erkenntnis; dann wird Sünde und Tod sich entlarven — als ein Wahn." —

Die letzte Silbe huschte aus dem Munde des Erzoaters wie ein Nachtmahr, und Christus zuckte zusammen. Dann aber griff er nach dem Schädel des Todes, der höhnisch grinste, und rief: „Wahn Tod, stirb an dir selbst; an deinem Wahn, du Wahn!“ Da erbleichte der Tod und stand eisig, dann wich er ferner und ferner und verging.

Da lachte Jesus noch einmal, siehe, da ward ein großes Erbeben aus dem Innersten, die Siegel der Vorhölle brachen. Das Licht des Ostertages ließ die Halle tönen; Adams Stimme aber stieg empor und wölbte sich feierlich über der Versammlung der Väter: „Tod, wo ist dein Sieg, Tod, wo ist dein Stachel?“ —

Oderbäume

Von Friedrich Deml

Die Last des Winterhimmels trugst ihr
Mit Schweigen; unterm Dache meines
Hauses

Gaß ich geborgen, lächelte und sann
Und lobte euren säulenhaften Wuchs!

Ihr harten Eichen und ihr zarten Linden,
Ihr guten Wächter, deren Rinde klappt

Wie ein geborstner Harnisch! — Nun
die Wärme
Durch alle Hecken fließt, erzittert ihr

Und bohrt die Wurzel tiefer in die Erde,
Dem Anprall zu begegnen, der euch schüttelt
Im Innersten: in eure Krone fiel
Das Licht, ein junger Adler.

Heimlos

Von Herbert Schwarz

Jedesmal, wenn mich mein Weg auf den kleinen Friedhof des Dorfes führt, wo ich meine Ferien zu verbringen pflege, bleibe ich vor einem schlichten Grabhügel stehen. Nicht, weil er die sterbliche Hülle eines mir lieben Menschen birgt. Auch kann ich nicht behaupten, daß dieses Grab etwas besonderes an sich hätte. Es ist ein Grab wie alle anderen. Mit Liebe gepflegt, aber ohne auffälligen Schmuck. Doch jenes Grab hat eine eigentümliche Geschichte, die ich mir vor Jahren von dem alten Förster der Gutsherrschaft erzählen ließ.

Der Alte wollte erst nicht recht mit der Sprache heraus, als ich ihn um die Erzählung bat, und ich glaubte mir sein Schweigen daraus erklären zu müssen, daß er zu diesem Grabe in irgendeiner Beziehung stand. Schließlich aber erzählte er doch:

„Wie er wirklich hieß, schien niemand zu wissen. Alle im Dorf aber nannten ihn den *H a c h e r*.

Das Wort selbst besagt wohl nur, daß es sich um eine jener traurigen Erscheinungen handelte, die wir allorts zum Gespött und Ekel der sogenannten besseren Leute herumlaufen sehen. Aber der offenbare Haß und Abscheu, mit denen man gerade diesem armen Teufel zu begegnen pflegte, machten mich auf ihn aufmerksam.

Ich begegnete ihm eines Nachts auf einer Wilddiebstreife im Walde. Er schlich geduckt und scheu, nach Raubtierart, und blieb auch auf meinen Anruf nicht stehen.

Irgend etwas hielt mich davon ab, auf dieses Hänschen Unglück den Finger krumm zu machen. Ich setzte ihm nach und bekam ihn schließlich zu fassen, und da sah ich in ein Gesicht, daß mich erschrecken ließ. — —

Mein Beruf bringt es mit sich, daß ich gewiß von jeglichen Gefühlsduseleien frei bin, aber in diesem Augenblick wußte ich nicht, ob das, was ich sah, noch ein Mensch sein konnte. Eine wahrhaft tierische Frage zeigte sich mir im fahlen Mondlichte, zerfressen und entstellt von allen möglichen Leidenschaften. Die schreckgeweiteten Augen wiesen mir jenen Ausdruck hilfloser Todesangst, den ich oft bei schwerkranken Tieren gesehen hatte, wenn sie das Messer des Jägers im Nacken fühlten. — — Kein Wort brachte er über die Lippen. Wie gelähmt starrte er mich an.

Ein sonderbares Gemisch von Mitleid und Ekel überkam mich damals. Einen Augenblick lang dachte ich daran, ihn laufen zu lassen. Diese schlotternden, marklosen Knochen konnten meinem Wilde sicher nicht gefährlich werden. Dann aber, wie ich dazu kam, weiß ich nicht mehr — begann ich ihm gut zuzureden, bemühte mich, wenigstens etwas von ihm zu erfahren.

Lange redete ich umsonst. Der Mensch zitterte an allen Gliedern und brachte kein Wort heraus. Schließlich griff ich in die Tasche und wollte ihm ein Geldstück reichen. Alles, was ich jetzt empfand, war Mitleid, nichts weiter.

Aber kaum sah der Unglückliche das Geldstück, da streckte er plötzlich wie abwehrend die dünnen Arme aus. Mit heiserer Säuerstimme begann er aufzulachen: „Haha, Geld? Nein, Herr Förster, behalten Sie's lieber! Geh't ja doch in die Kneipe. Schade

drum! Und dann, es ist bald aus mit mir. Bald — — Ist vielleicht ganz gut so!" — — Wieder lachte er sein heiseres, gequältes Lachen. —

Ratlos und unschlüssig stand ich eine Weile da. Meine Gedanken beschäftigten sich mit dem Häufchen Unglück, das da noch immer vor mir lag. — Ein Rascheln im dürren Gezweig schreckte mich plötzlich auf. Der Platz vor mir war leer. —

Das war mein erstes Zusammentreffen mit dem Hacher.

Der Mann weckte meine Teilnahme, und ich beschloß, ihm irgendwie sein Los zu erleichtern. Nur über das — Wie — war ich mir noch nicht klar. Da kam mir eines Tages ein Zufall zu Hilfe.

Ein Dienstgang führte mich über Land zu einem Kollegen im Nachbardorfe.

Unterwegs traf ich ihn wieder. Er schritt jetzt ziemlich rasch, wie einer, der sein Ziel weiß, oder etwas Unangenehmes möglichst schnell hinter sich lassen will.

Unauffällig kam ich ihm näher. Er schien mich nicht zu bemerken, auch nicht, als ich schon neben ihm ging. Auf meinen Gruß wandte er sich langsam um, ohne zu erschrecken. Es war mir, als wollte er mich mustern. Dann sagte er, unvermittelt:

„Fürchten Sie sich nicht vor dem Hacher, wie die anderen?“ —

Das klang schmerzlich mit leiser Ironie. —

Ich versuchte zu scherzen: „Geh' ich denn so aus? —“

Dann hatte ich auf einmal das Bedürfnis, ihm irgend etwas zu sagen. Denn ich wurde den Eindruck nicht los, als fühle er sich durch meine Gegenwart beengt. —

Sonderbar, vielleicht lächerlich: Ich, als geachteter Mann in Amt und Würden, glaubte mich diesem verkommenen Landstreicher gegenüber entschuldigen zu müssen.

Ich muß das wohl sehr ungeschickt getan haben, denn der schmierige, zerlumpte Kerl lachte mir geradewegs ins Gesicht. Dasselbe unheimliche Lachen, das mir in jener Nacht im Walde durch Mark und Bein gegangen war.

„Hahahaha! Mir helfen? Sie? Geben Sie sich keine Mühe! Wissen Sie denn, wer ich bin? —“

„Für mich sind Sie ein Mensch, der durch einen unglücklichen Umstand um seinen Besitz gekommen ist,“ meinte ich unsicher, nur um etwas zu sagen.

Der Vagabund neben mir war auf einmal ganz ernst geworden.

Ich weiß nicht, war es das, oder die veränderte Umgebung, in der ich ihn wieder sah — — sein Gesicht erschien mir jetzt lange nicht mehr so schrecklich wie in jener Nacht.

„Glauben Sie nicht,“ sprach er dann, „daß es außer dem Besitz noch etwas anderes gibt, dessen Verlust einen Menschen zu dem machen kann, was ich heut bin?“ —

„Heimat“, erwiderte ich, halb für mich.

Der Landstreicher hatte mich verstanden.

„Ja, Heimat“, wiederholte er leise. „Heimat und Ehre. Und beides habe ich nicht mehr.“ „Verzeihen Sie“, fuhr er fort. „Ich will Sie nicht langweilen. Und dem Hacher glaubt ja doch keiner.“

Sah ich recht? Der Mann weinte. Ein Stoßen und ein Schüttern ging durch den klapprigen Körper. Es dauerte eine ganze Weile, bis er sich beruhigte. —

Warum ich nicht den Mut fand, ihm selber Tröstendes zu sagen? Nun, ich empfand

eine zu große Achtung vor der Heiligkeit dieses Schmerzes. Nicht einen Augenblick vermochte ich daran zu zweifeln, daß er echt war, und ich muß gestehen, daß ich mir in dieser Lage sehr überflüssig vorkam.

Unaufgefordert sprach der Hacher weiter, leise und abgehackt, wie zu sich selbst: „Schuld! Ganz frei davon ist keiner. Aber die Menschen sollten sich doch hüten, schonungslos zu verurtheilen. Richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet! — Mein Name ist tot. Fragen Sie einen im Dorfe, ob er weiß, wie ich heiße. Keiner wird Ihnen Antwort geben. Und doch war dies Dorf meine Heimat.

Heut hegen sie mich mit Hundsnäusen von den Höfen, wo ich mich blicken lasse. Den Hacher kennt jeder, und jeder haßt ihn. Aber warum siehst du, wissen die wenigsten. Die, die am lautesten schreien, schon garnicht! Und das sind die Kinder. — Wissen Sie, was es heißt, von einem Kinde verhöhnt zu werden? —

Selbst die Tiere scheinen mich zu hassen. Einmal, als ich schon eingesehen hatte, daß ich nicht mehr Mensch unter Menschen sein durfte, hab' ich einem Rötter, der halb verhungert auf der Straße herumliefe, ein Stückchen Brod hingehalten. Und das Tier griff nicht nach dem Brode. Es schnappte nach meiner Hand. —

Damals, Herr, damals hab' ich alles Lebende verflucht!“ — —

Eine Weile schwieg der Mann. Er leuchtete vor Erregung. Wie damals im Walde zitterten ihm die Hände. — Genug davon. —

Auf dem Wege bis zum Nachbardorfe erfuhr ich dann seine Geschichte. Als Sohn eines reichen Bauern hatte er in der großen Stadt studirt, während der ältere Bruder daheim das väterliche Gut in Grund und Boden wirtschaftete. Der Vater war zu schwach, seinem ältesten Sohne gegenüber ein Machtwort zu sprechen, und die Mutter lag seit langem schwer krank.

Insgesamt hatte der ältere Bruder dann auch ein Verhältniß mit der Braut des jüngeren anzuknüpfen versucht und, als er auf Widerstand stieß, Gewalt gebraucht. Von dem Mädchen hat man seitdem nichts mehr gehört; sie ist wohl ins Wasser gegangen. —

Eines Tages nun war der jüngere Bruder aus der Kreisstadt an das Sterbebett seiner Mutter gerufen worden und hatte nach und nach alles erfahren. Er stellte den älteren zur Rede, und als er nur unverschämte, zynische Antworten erhielt, schoß er ihn in seiner Erregung über den Haufen. —

Das ist nun zwanzig Jahre her. Der, von dem ich spreche, war darauf viele Jahre verschwunden. Niemand wußte, wo er sich befand. Bis ihn dann das Heimweh packte, mit aller Macht. Da vergaß er, daß ihn in der Heimat das Zuchthaus erwartete, daß sein Name überall mit dem Rainszeichen eines Brudermörders gebrandmarkt stand, und tauchte plötzlich im Heimatdorfe auf.

Der erste, der ihn erkannte, war — sein älterer Bruder, der damals nur verwundet worden war und nun nichts besseres zu tun wußte, als ihn sofort dem Gerichte zu übergeben.

Und tatsächlich wurde er auf zehn Jahre ins Zuchthaus geschickt. — Mordverurtheilt — hat es geheißen. —

Nun, und das übrige kam, wie es kommen mußte. Einer, der aus dem Zuchthause kommt, ist versemmt. Er zählt nicht mehr zu den Menschen. So ging es diesem armen Teufel auch.

Der ältere, der inzwischen das Erbe des Vaters angetreten hatte, benutzte seinen Einfluß dazu, sich selbst in der Meinung der andern rein zu waschen und den Bruder als den Ausbund aller Schlechtigkeiten hinzustellen.

Daß ihm das gelang, zeigte das Verhalten dieser Trottel von Bauern. Wo sich der entlassene Sträfling blicken ließ, liefen die Kinder hinter ihm her und wiesen mit Fingern auf ihn, und die Alten steckten die Köpfe zusammen und tuschelten.

Ich habe es selbst gehört, wie eine Bauersfrau ihren brüllenden Sprößling mit den Worten zur Ruhe brachte: „Wenn du weiter schreist, hole ich den Hacher, der frist ungezogene Kinder!“ —

Und die Frau war ganz entrüstet, als ich sie dafür eine dumme Gans nannte. — — Das ist also die Geschichte.

Ich hatte mir nun einmal vorgenommen, dem Mann zu helfen, obwohl ich wußte, daß er sowieso nicht lange mehr zu leben hatte. Wirklich fand sich bald eine Gelegenheit, den Hebel anzusetzen. — Sie kennen ja die Bauern hier. Der Förster ist so eine Art Respektsperson für sie, und wer mit ihm beim Skat oder Sechsendsechzig sitzt, zählt zu den Honoratioren.

Ich traf den Bauern also im Krüge und hielt ihn tüchtig frei.

Dann, als ich merkte, daß die wohlberechnete Folge von Bier und Schnaps ihn gesprächig machte, lenkte ich das Gespräch unmerklich auf die Frauen über.

Man weiß aus Erfahrung, daß es gerade beim gemeinen Manne nicht schwer ist, ein beliebiges Gespräch auf erotische Bahnen zu lenken, besonders dann, wenn der Gegenüber nicht mehr ganz nüchtern ist. Es bereitet ihm dann eine besondere Freude, dem andern mit seinen Eroberungen zu imponieren.

Eben hatte mir der Bauer die Geschichte mit der Braut seines Bruders erzählt und sich seiner Heldentat gebührend gerühmt, da warf ich ihm wie zufällig die Frage zwischen die Beine: „Was würden Sie wohl getan haben, wenn Sie einen andern bei Ihrer Braut ertappt hätten?“

Der Bauer schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser in die Höhe sprangen. Mit zornrotem Gesicht schrie er mir entgegen: „Wissen Sie, den Schuft würde ich glatt über den Haufen schießen.“ — —

Meine Zeit war gekommen. Der Bauer hatte, ohne es zu wollen, sich selbst das Urtheil gesprochen.

Ich sah ihn mit einem Male scharf an und sagte: „Sie würden sich dann also nicht für einen Mörder halten, Perschkebauer?“ — —

„Aber keineswegs. Es ist doch mein gutes Recht. Wir haben doch ein neuntes Gebot, das heißt . . .“

„Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib —, vollendete ich ruhig. Und dann, Perschkebauer, sind Sie selbst ein Schuft!“ — —

Mit einem Schlage war der Bauer nüchtern. Er mochte merken, daß er überrumpelt

war und begann zu stottern. „Herr Förster — — was erlauben Sie sich? Ich werde Sie verklagen!“ —

„Beruhigen Sie sich! das wäre jetzt meine Sache,“ sprach ich ruhig weiter. „Nachdem ich Ihre ganze Schurkerei von Ihnen selbst gehört habe, trage ich heute keine Bedenken mehr, Sie selbst vor den Richter zu bringen. Und dann, wehe Ihnen! Ihrem Bruder, dem armen Teufel, den das ganze Dorf den Hacher nennt, glaubt heute kein Richter mehr, aber m i r werden sie glauben.“

Der große, reiche Perschkebauer war ganz klein und demütig geworden. Jetzt schien es mir leicht, ihn zu dem Versprechen zu bewegen, das ich brauchte, nämlich dem armen, verlumpten Hacher endlich Heimat und Ehre wiederzugeben.

Viel hat es dem freilich nicht genutzt. Bald, nachdem ihn der Perschkebauer in sein Haus genommen hatte, brach er vollends zusammen. Vier Wochen später trugen sie ihn den Kirchsteig hinunter.

Aber keiner im Dorfe fehlte bei dem Begräbnisse. Da sie vorher gegen den armen Menschen doch nur ererbte Vorurteile genährt hatten, ohne sich über das Wie und Warum der Sache den Kopf zu zerbrechen, fiel es ihnen nicht schwer, ihre Meinung über Nacht zu ändern.

Die letzte Lösung freilich schien den meisten nicht nach dem Geschmack zu sein; aber gerade in solchen Dingen ist das Volk gar zu leicht geneigt, alles für Schicksal zu halten.

Man beruhigte sich bald und trug auch dem Perschkebauern nichts nach. Hatte er doch zuletzt sein Unrecht offen eingestanden und zu retten versucht, was zu retten war. — Als ich letzten Sommer wie immer das Grab besuchte, fand ich einen einfachen Denkstein daranf, der die wenigen Worte trug:

Johannes Perschke, geb. d. 14. 10. 72, gest. d. 8. 6. 1920.

Und darunter in großen Goldbuchstaben:

„D a h e i m“.

Die Leute im Dorfe erzählen, der Förster habe den Stein auf eigene Kosten setzen lassen; aber als ich ihn darum fragte, meinte er, die Bauern hätten das Geld dazu gesammelt, um dem Hacher für das geschehene Unrecht abzubitten.

Anfang und Ende

Von Herbert Schwarz

Keiner wird je als Großer geboren,
Keinem blüht Lorbeer aus Rang und Geschlecht.
Was dir zu sein und zu haben erkoren,
Was du erstritten und was du verloren,
Gibt dir die Kette oder die Sporen,
Adelsbrief oder Eselsohren —
Macht dich zum Herrn oder zum Knecht. —

Gleich ist der Anfang, gleich ist das Ende.
Sterbliche schützen nicht Titel und Stände,
Schirmen nicht Waffen und Wehre und Wände.
Heros des Geists oder Werker der Hände —
Keiner ist da, den der Tod nicht fände.
Gleich ist der Anfang, gleich ist das Ende.

Parodie bei Eichendorff

Von Oskar Walzel

Ein Gedicht Eichendorffs ist mir längst besonders lieb geworden. Es entstammt seiner Spätzeit. Als alternder Mann, schon über fünfzig Jahre alt, blickt er zurück in seine Jugend. Wehmütig klingen die Verse „Bei Halle“ aus:

„Und Lieder und Lust und Schmerzen,
Wie liegen sie nun so weit —
O Jugend, wie tut im Herzen
Mir deine Schönheit so leid.“

Ich möchte nicht bei der Frage verweilen, welchen Sinn diese Worte haben können, ob sie so oder anders zu deuten sind. Der Unbefangene liest sicherlich nur heraus, daß hier einer der Schönheit seiner Jugend nachklagt, überzeugt, solche Schönheit längst aus seinem Leben ausgeschieden zu wissen. Je älter der Leser ist, desto stärker kann er das nachfühlen. Erinnerung aber an schöne Vergangenheit weckt in Eichendorff der Siebichenstein bei Halle. Hier hatte er mit seinen Jugendgenossen oft geweilt. Lieds Schwager Reichardt nahm sie damals gastfreundlich auf. Im Sinn deutscher Romantik erlebten sie hier ihr Leben:

„Durchs Grün da Gefänge schallten —
Von Rossen, zu Lust und Streit,
Schaute viel schlanke Gestalten
Gleichwie in der Ritterzeit.

Wir waren die fahrenden Ritter,
Eine Burg war noch jedes Haus,
Es schaute durchs Blumengitter
Manch schönes Fräulein heraus.“

All das ist längst vorüber. Mit leiser Ironie wird festgestellt, daß das Fräulein alt geworden ist; der Ritterorden ist unter Philistern zerstreut; keiner kennt den andern mehr. Fremd wirkt die Gegend auf den späten Beschauer. Wie der Burggeist, halb im Traum, steht er jetzt auf dem verfallenen Schloß.

Lebensgeschichtliches drängt sich vor. Das Gedicht bleibt zunächst nur eine Illustration für die Geschichte von Eichendorffs Lebensgang. Gleichwohl steigert es sich aus dem Persönlichen ins Allgemeineren, in etwas, das auch für einen anderen gelten kann, der nicht Gleiches, sondern nur entfernt Verwandtes erlebt hat. Es hat manchem viel zu geben, der, irgendwie bedrückt durch das Gefühl des Alterns, sehnsüchtig seiner Frühzeit gedenkt, sogar dann noch, wenn er sich bewußt bleibt, nicht mit Eichendorff sagen zu können, daß er seitdem in allen Landen nimmer die Welt so schön gesehen habe. Dies Allgemeingültigere des Gedichts „Bei Halle“ erhebt es über die Schicht einer bloß persönlichen Lebensillustration zum Rang echter Lyrik.

Man so mehr überrascht, daß dies Gedicht tatsächlich nur eine der vielen Umwandlungen und Weiterbildungen von Goethes Versen „Schäfers Klagelied“ ist, die ja ihrerseits nur ein Volkslied um- und weiterbilden; es steht mit der Überschrift „Müllers Abschied“ im „Wunderhorn“. „Schäfers Klagelied“ lebte sich in der Lyrik der Romantiker, aber auch anderer Dichter, die im Sinn der Romantik später dichteten, immer wieder aus. Es war, als müßte jeder sich in der Ausdrucksform des Vorbilds ergehen. Brentano und Arnim tun das, aber auch Uhland und ganz besonders Eichendorff. Noch Eichendorffs Gang „In einem kühlen Grunde“ gehört hierher. Bei Heine und bei Mörike kehrt sich solches Weiterdichten ins Parodistische um. Die Klage um Verlorenes versinkt in Komik, wenn in den Tönen und in den Wendungen von Goethes Gedicht bei Mörike der Lammwirt jammert, daß seine Wirtsherrlichkeit vorbei ist: „Mein Schild ist eingezogen, Ein anderer hangt heraus.“ Wörtlich wiederholt er, was in ganz anderem Sinn Goethes Schäfer sagt: „Ich bin heruntergekommen Und weiß doch selber nicht wie.“

Eichendorffs Erzählung „Viel Lärmen um nichts“ ist eine Fortsetzung seines Romans „Ahnung und Gegenwart“. Ironisch kehrt die Nachgeschichte Ernstes in Komik um. Einer findet sein einstiges Liebchen; sie ist verheiratet. Sie sieht ihn aufmerksam an und sagt: „Du bist heruntergekommen!“ Er entgegnet: „Und weiß doch selber nicht wie!“ Eichendorff also scheut wie Mörike nicht, parodierend sich an Goethes Versen zu vergehen.

Das Gedicht „Bei Halle“ ist nicht Parodie, die Ernstes in Komisches verzerrt, so wenig wie Schenkendorffs Verse „Das Bergschloß“ und wie viele der anderen Gedichte, die an „Schäfers Klagelied“ anknüpfen. Wer, wie es heute geschieht, mit dem Begriff Parodie Komik unlöslich verbindet und das Wesen der Parodie in dem Enttäuschenden solcher Komik erblickt (die alten Griechen haben es nicht getan), dürfte „Bei Halle“ nicht als Parodie bezeichnen. Ein anderer Ausdruck ist freilich schwer zu finden. „Variation“ bleibt noch undeutlicher. Solches Weiterdichten im ersten Sinn ist indes den Romantikern derart geläufig und bleibt so eng verbunden mit ihrer Neigung, parodistisch Ernstes ins Komische zu drehen, daß eine gemeinsame Wurzel für beides angenommen werden darf. Da wie dort übernehmen sie willig die Ausdrucksform eines anderen. Der wichtigste Fall ist die getreue Nachbildung von „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ im romantischen Roman. Gerade „Ahnung und Gegenwart“ bleibt ein bezeichnendes Beispiel. Es genügt nicht, zu sagen, die Romantiker hätten nur den Stil von Goethes Werk übernommen, mag immer die Grenze zwischen Stilübernahme und dem Verfahren der Romantiker schwer zu ziehen sein. (Es lohnte, diese Aufgabe einmal in größerem Zusammenhang zu lösen.)

Schon das Wenige, das hier über die Nachwirkung von „Schäfers Klagelied“ vorgebracht wurde, erweist, daß mehr und anderes als Stiltreue vorliegt. Im Ernst und in der Komik läuft es auf ein Wiederholen von Goethes Worten hinaus. Man spricht wie in Zitaten. Vergleichen ist auch im gesellschaftlichen Verkehr gebräuchlich, wenn

Kultur eine hohe Stufe erstiegen hat. So sprach die Bildungswelt um 1700 in Wendungen des Horaz. In neuerer Zeit war etwa Paul Heyse, doch wohl auch im Leben und nicht bloß in seinen Erzählungen, geneigt, gleich vielen, die mit Vertretern anderer Völker in nahe Berührung gekommen waren, eine Unmenge lateinischer, italienischer, französischer Wendungen, in seine Sprache aufzunehmen. Mir sind im Leben viele begegnet, die mit unsichtbaren Anführungszeichen zu reden gewohnt waren. Jetzt wird das seltener und seltener. Es erscheint wie etwas Veraltetes, ja wie etwas Abgeschmacktes. Wer möchte noch auf langer Strecke so viel Wendungen Goethes bringen wie gelegentlich Spielhagen? Schon wenn einer weit auf deutschem Boden herumgekommen ist und in seinen Reden jetzt eine österreichische, dann eine schweizerische oder auch eine sächsische Wendung verwertet, beginnt das zu befremden. Alfred Kerr tat Ähnliches gern als Schriftsteller. Es wurde schon seit längerer Zeit auffällig genug, um strenge Sprachwissenschaft zu näherer Beleuchtung dieses Branchs zu veranlassen. Nicht sei hier entschieden, ob das Verschwinden solcher Rede- und Schreibweise auf einen Rückgang der Kultur deute oder nicht.

Am nächsten liegt dergleichen Ausdrucksform Kreisen von ausgesprochen ästhetischen Bedürfnissen. Es wird selbstverständlich, sobald Literatur sich viel um Literatur kümmert. Das war schon im 18. Jahrhundert in Deutschland der Fall und gelangte zur reichsten Entfaltung gerade in der deutschen Romantik. Notwendigerweise entwickelte sich eine Literatur für Literatur. Romantisches Dichten kam sofort um einen guten Teil seiner Bedeutung, nachdem die Literatur, die es parodierte, dem Vergessen anheimgefallen war. Nicht bloß Immermanns zwei große Romane, schon Tiecks „Gestiefelter Kater“ und dessen umfangreiches romantisches Gefolge bedürfen längst ausgiebiger Kommentare, um überhaupt verstanden zu werden; ihre Auspielungen waren nur zu ihrer Zeit den Gebildeten geläufig. Freilich fordert sogar Aristophanes beträchtliche Kenntnis der griechischen Tragödie, wenn seine Parodie (etwa des Euripides in den „Fröschen“) überhaupt erfaßt werden soll. Allein Aristophanes tat den guten Griff, sich parodistisch an einem Dichter zu versündigen, um den sich die Nachwelt viel kümmern sollte. Als Platon seine angeblich aristophanischen Komödien gestaltete, begnügte er sich mit Dichtungen, die längst auch dem Hochgebildeten recht fremd geworden sind. Sogar Gedichte Goethes wie „Der deutsche Parnas“ und die „Musen und Grazien in der Mark“ bleiben aus gleichem Grund den meisten ohne Deutung unverständlich.

Gleich andern, auch wie Platon, treibt Goethe in den beiden Gedichten mimische Satire. Beschränktheit spricht sich selbst aus. Im „deutschen Parnas“ redet Goethe parodierend mit den Wendungen Gleims; das andere Gedicht spricht ebenso die Sprache des Naturalisten von damals, des Pfarrers Schmidt von Wernchen. Wilhelm Schlegel, Meister solcher mimischen Parodie, hat diesen Naturalisten noch erfolgreicher durch Nachbildung verhöhnt. All das kam nicht so weit wie die mimische Satire der „Epistolae obscurorum virorum“. Die Humanisten, die sie schufen, wandten sich

zwar auch zunächst nur wieder an Humanisten, trieben also Literatur für Literatur. Doch eine Satire gegen das Küchenlatein konnte noch bis vor kurzem, kann bei einigen sogar heute auf Anteil Anspruch erheben, selbst dann, wenn Anlaß und Absicht dieser mimischen Satire dem Leser nicht ganz geläufig sind.

Mimische Parodie tragen vor allem die dramatischen Satiren der deutschen Romantiker. Ein seltsamer Zufall wollte, daß ein Gegner der Romantik, Roßbue, den Reigen eröffnete. Sein „Hyperboreischer Esel“ läßt eine Bühnengestalt dauernd in Wendungen Friedrich Schlegels sprechen. Wilhelm Schlegel antwortete mit der „Ehrenpforte“, die er für Roßbue errichtete. Sied, Brentano und viele andere machten es ähnlich. Einer der folgerichtigsten Weiterführer dieser Richtung wurde Eichendorff.

Ist es nötig, hier viel von der Reihe der Lustspiele Eichendorffs zu sagen, die in dieses Gebiet gehören? „Krieg den Philistern!“, „Meierbeth's Glück und Ende“, dann das Puppenspiel „Incognito“ erlaubten ihm, seine parodistischen Neigungen zu entfalten. Das ist immer wieder mimische Satire und läßt Verlehrtheit sich selbst aussprechen. Das ist vor allem Parodie, die ins Komische wendet, was anderen wichtig ist. Es scheidet sich deutlich ab von einem Weiterdichten wie es in dem Gedicht „Bei Halle“ besteht. Es scheint den Neigungen der deutschen Romantiker noch unbedingter entgegenzukommen. Und so wäre es für Eichendorff sogar minder bezeichnend als das Gedicht. Wiederholt es doch nur, was längst von anderen Romantikern getrieben worden war. Wirklich zählt ja Eichendorff zu den spätesten Romantikern. So blieb ihm nur übrig, zu wiederholen, was frühere Romantiker schon versucht hatten. Etwas Epigonenhaftes drängte sich ihm dadurch auf; daneben eröffnete sich ihm die Möglichkeit, auch noch in seine Satire einzubeziehen, was sich auf deutsche Romantik berief. Ähnlich übt Sied zuletzt seinen Witz an Auswüchsen der deutschen Romantik. So hält es ja auch die Erzählung Eichendorffs „Viel Lärmen um nichts“.

Diese Leistung romantischer Ironie weckt zugleich, indem sie Nachgeschichte von „Ahnung und Gegenwart“ berichtet, den Eindruck, als sei „Ahnung und Gegenwart“ nicht Dichtung, sondern Wirklichkeit. Genau daselbe ergibt sich in Goethes „Wanderjahren“. Wenn da einer den Spuren Mignons nachgeht, wird für den Leser Mignon unversehens aus der Gestalt einer Dichtung zu einem wirklichen Menschen. Solches Spiel mit den Grenzen von Wirklichkeit und Dichtung ist von vornherein echt romantisch. Auch Jean Paul liebt es. Parodie gewinnt einen neuen Sinn und tut, als böte sie den Schlüssel, der die Pforte von der Dichtung zu der ihr zugrunde liegenden Wirklichkeit eröffnet.

Das Gedicht „Bei Halle“ bleibt von vornherein innerhalb der Grenzen des wirklichen Lebens. Umgekehrt erhebt sich Eichendorffs „Lungenichts“ zur vollen Höhe reiner Erzählung. Wohl spürt der Kundige, daß dieser Lungenichts letzten Endes den Helden romantischer Romane, also auch von „Ahnung und Gegenwart“, einen Spiegel vorhält, der ihnen verrät, wieviel Nichtstunerei sich hinter ihren hohen Absichten verbirgt. Doch nicht solche Satire, ja Selbstverspottung, ist das wahre Ziel der Erzählung; soll

doch der Laugenichts nicht als nutzloser Geselle entlarvt werden. Humorvoll enthüllt sich in ihm das, was für Eichendorff als das rechte Verhalten des Menschen galt: eine innere Freiheit, die sich dem Zwang des Daseins nicht unterwirft. Heute könnte man von einem echt menschlichen Verzicht auf alles Betriebhafte des Daseins reden. Echtes Menschentum muß fähig sein, wegzumwerfen, damit es nicht verliere. So meinte es Hebbel. Und deutet nicht Lessing, gewiß kein weltfremder Romantiker, auf Gleiches hin, wenn er im Nathan seinen Derwisch rufen läßt: „Wer sich Knall und Fall ihm selbst zu leben nicht entschließen kann, der lebt anderer Klas' auf immer?“ Humorvolle Parodie voll durchsichtigen Spotts gegen romantische Dichter und romantische Romanhelden wird in Eichendorffs „Laugenichts“ zu einem Bekenntnis hochgemuten Menschentums. Hinter komischer Hülle birgt sich heiliger Ernst.

Aus dem Jahrbuch unserer deutschen Eichendorffstiftung, dem romantischen Almanach Aurora, Bd. III (Oppeln 1933).

Eichendorff

Von Arthur Silbergleit

Die traumtief schlafenden Wälder,
Vom Köhlervolk bewohnt,
Des Posthorns Märchenmelder,
Der uralte weiße Mond,

Die Wolken, Wallfahrtsfrauen,
Ein Uhu auf schwarzem Schloß,
Ruinen im Abendgrauen,
Ein Kind, ein Elfenproß,

Waldbäche, die Sagen lallen,
Ein Fels, von Eichen umhüllt,
Glückstrunkene Nachtigallen,
Ein Mühlrad, schillfumbuscht,

Aufzitternde Binde und Moose,
Ein Reh an Franziskus Hand,
Der Hauchtraum einer Rose,
Novizen im Engelsgewand,

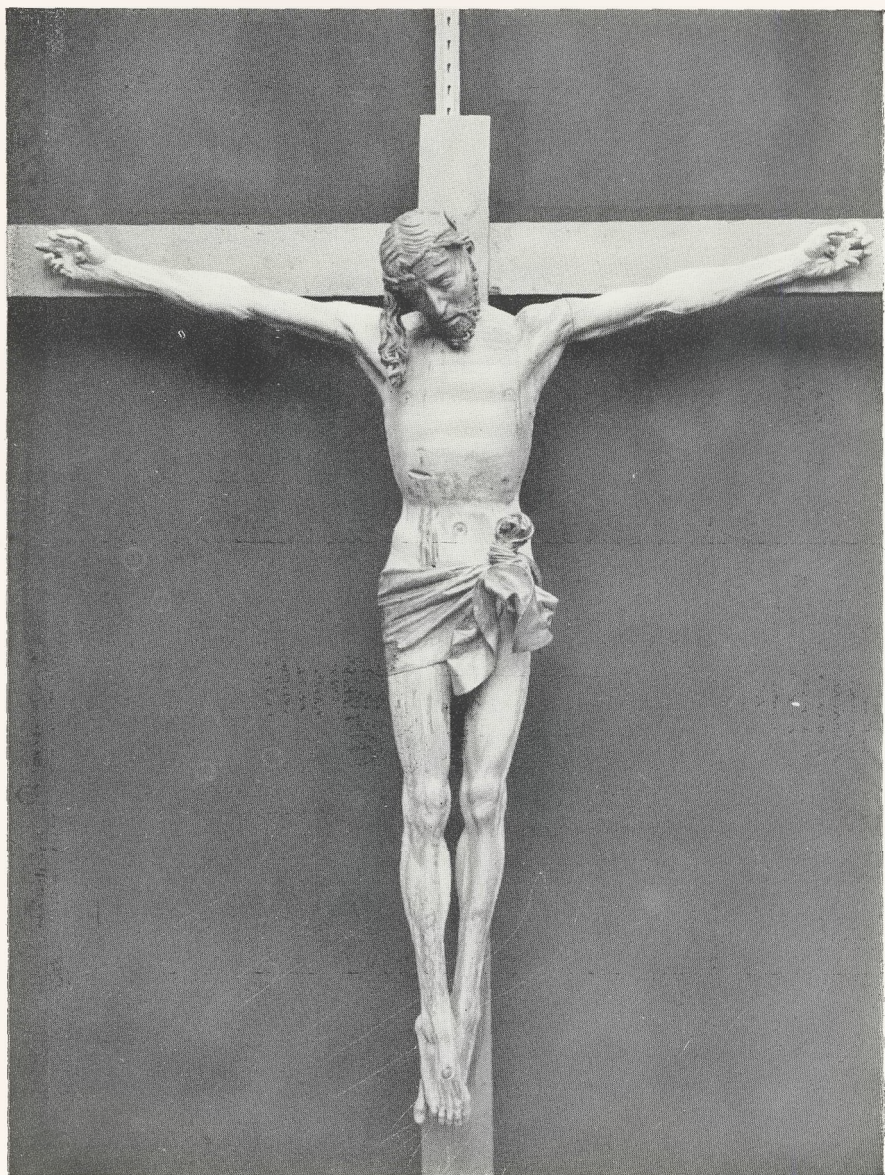
Kapellen, Kirchen und Klöster,
Ein Mönch vor Madonnas Bild,
Das Lächeln selig Erlöster,
Die Vaters Born gestillt,

Venzstimmen längst verklungen,
Der Bienen Prozession
Nahn mit Erinnerungen
Bei deines Namens Ton.



Veit Stoß zugeschrieben

Glogau/am Oderfor, Drei Heiligenfiguren, Stein



Veit Stoss Kreuzifixus aus dem Heiliggeisthospital zu Nürnberg, Holz
Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum

Ostmarkenarbeit in Göttingen

Von Walter Kojen

An der niedersächsischen Georg-August-Universität in Göttingen bemüht man sich schon seit mehreren Jahren um eine planmäßige nationalpolitische Erziehung der akademischen Jugend zum Ostgedanken. Seit dem Rektorat des Professors B e h m gehören die „Ostmarkenhochschulwochen“ zum ständigen Programm der Universität. Die Not des deutschen Ostens in ihren natürlichen und historischen Bedingtheiten zu erkennen und aus einem solchen vertieften Erfassen heraus umgekehrt der bedrängten Ostmark zu dienen und ihrem Kampfe die geistigen Waffen zu schmieden, ist gewiß eine schöne und würdige Aufgabe jedes zu wissenschaftlichem Denken erzogenen Deutschen. Die Wissenschaft wird damit in ganz besonderer Weise in den Dienst von Volk und Staat gestellt, und das Zusammenwirken von Lehrenden und Lernenden in der universitas litterarum erhält neue Aufgaben und Antriebe; die Universität kann von diesem Anknüpfungspunkt aus ihre schon sehr in Einzeldisziplinen zerfallene innere Einheit neu festigen. So dient die Hochschule durch diese Ostlandarbeit im Grunde gleichermaßen der akademischen Jugend, dem deutschen Osten und sich selbst. Wirkfam gefördert und ausgebaut wurde diese Göttinger Ostmarkenschulungsarbeit durch mannigfache Fäden, die von dort zum deutschen Osten geknüpft wurden; Studienfahrten Göttinger Professoren und Studenten nach dem Osten, die Stiftung eines Ostmarkenstipendiums und reger Verkehr mit der Herderhochschule in Riga trugen vor allem dazu bei. In Göttingen selbst regten die Schulungswochen zur Gründung studentischer Arbeitsgemeinschaften und zu öffentlichen Vorlesungen über den deutschen Osten an; auch die große öffentliche Vortragsreihe der Philosophischen Fakultät über „Europa und Asien“ war nicht ohne Zusammenhang mit dieser Ostarbeit. So war es denn auch kein Zufall, sondern innerlich begründet, daß die letzte Tagung der deutschen Geschichtsforscher Anfang August in Göttingen unter dem Zeichen des Ostens stattfand, gleichsam eine vornehmlichliche, aber doch von echter Vaterlandsliebe durchglutete Gegenkundgebung zu der gleichzeitigen wüsten chauvinistischen Hegorgie der Polen in Gdingen, die den Namen „Fest des Meeres“ führte. Durch die eindrucksvoll verlaufene Historikertagung, an der Gelehrte aus allen Teilen Deutschlands teilnahmen, erhielt die Göttinger Ostmarkenarbeit neuen Auftrieb und neue Vertiefung.

Die Ostmarkenarbeit des Winters wurde durch eine Schulungswoche des „Vereins für das Deutschtum im Auslande“ eröffnet, bei der Professor L a u b e r t aus Breslau einen vielbeachteten Vortrag über „Die deutsch-polnischen Spannungen von Bismarck bis zur Gegenwart“ hielt. Kurz vor Weihnachten veranstaltete dann der Kunstverein eine Ausstellung handgewebter ostdeutscher Teppiche, die Landrat Freiherr von Cornberg aus Schönlanke persönlich vorführte; ein inhaltsreicher Vortrag über die praktische Grenzlandarbeit im Nezekreis schloß sich an. Viel beachtet wurde auch der Vortrag von Professor Ludwig W o l f f über seine Tätigkeit als Austauschdozent in Riga. Im Januar erreichte dann die Göttinger Ostarbeit ihren Höhepunkt in der Ostmarkenwoche der Universität. Sie war von einer reichhaltigen Ostausstellung der Turnerschaft „Ghibellinia“ begleitet. Auch die Ostmarkensondernummer der „Göttinger Hochschulzeitung“ legte beredtes Zeugnis ab von dem Ernst des studentischen Willens. Als Redner hatte man diesmal neben namhaften Göttinger Dozenten auch eine Reihe berufener Kenner aus dem Osten selbst herbeigerufen. Nach den Vorträgen wurden Kulturfilme über die Ostprovinzen gezeigt.

Der erste Abend war den geographischen und geschichtlichen Grundlagen der Ostmark gewidmet. Professor M e i n a r d u s zeigte die natürlichen Kraftlinien der deutschen Ostkolonisation auf, und Professor W e s t p h a l gab einen straffgegliederten Überblick über die Geschichte der Ostmark, der stark auf die politischen Notwendigkeiten der Gegenwart hinielt. Am zweiten Abend konnte man sich dann den wirtschaftlichen Fragen des Ostens zuwenden. Diesmal sprachen zwei Ostmärker unmittelbar aus ihrer Arbeit und aus ihrem Grenzlanderleben heraus, zuerst Herr

von Wahdorf auf Proschlitz als Vertreter der Landwirtschaft, danach Hauptschriftleiter Schadowaldt aus Beuthen über Handel, Gewerbe und Industrie. Man gewann einen erschütternden Einblick in die heillofen Auswirkungen der unsinnigen Grenzziehung und in den schweren Anpassungskampf der ostdeutschen Wirtschaft, lernte die Notlage der östlichen Landwirtschaft verstehen und erkannte die furchtbaren Gefahren, die angesichts des polnischen Druckes durch Arbeitslosigkeit, Geburtenrückgang und Abwanderung nach dem Westen entstehen. In Schadowaldts Vortrag fielen auch einige Streiflichter nach jenseits der Grenze. Man hörte von dem aus politischen Gründen künstlich hochgeschraubten Zwangsexport der ostoberschlesischen Kohle, durch den die Polen nicht nur uns, sondern auch England empfindlich schädigen und von der Kohlenbahn Rattowitz-Ödingen, durch die neben Danzig auch Königsberg, Stettin, ja Hamburg Einbuße erleiden. Man sah aber auch die innere Schwäche dieses Polenstaates, der die Bodenschätze Oberschlesiens nicht verdauen kann und daher das große Verlustgeschäft des Kohlendumpings betreiben muß, wobei die Bevölkerung von Osten her immer mehr bolschewisiert wird. Der Redner sprach weiter von der innerlichen Rückgewinnung der heute polnischen Ostoberschlesier, die, wenn sie mit Umsicht und Laft betrieben werde, durchaus nicht ausgeschlossen sei, da der Druck von Warschau die Bevölkerung immer mehr vom Hochpolentum entfremde. Die nationalen Dinge sind hier von den sozialen und religiösen untrennbar und können nur von hier aus angefaßt und entschieden werden; mit einer Einwirkung des noch heute in Ostoberschlesien arbeitenden deutschen Kapitals kann nicht gerechnet werden. Im übrigen ist auf deutscher Seite stets höchste Einsatzbereitschaft notwendig, da Übergriffe Polens jederzeit erfolgen können, wenn auch die amtliche Politik Polens bei Lebzeiten Pilsudskis noch nicht zum Kriege entschlossen ist. Am dritten Abend der Ostmarkenwoche sprach Herr Direktor Gläser aus Neusalz (Oder) über die Kultur der Ostmark. Zahlreiche Lichtbilder legten Zeugnis ab von der reichen Fülle deutscher Kulturarbeit vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Auch die frühgeschichtliche Zeit wurde gestreift und die völlig haltlose polnische Konstruktion einer urslawischen Kultur im Odergebiet zurückgewiesen. An den Ausgrabungen von Oppeln wurde der große kulturelle Abstand der erst nach 600 n. Chr. langsam eingesiederten Slawen von den früheren germanischen und späteren deutschen Besiedlern aufgezeigt. Am vierten Abend wurde die Ostmarkenwoche durch die Vorträge von Hauptmann Sauerbrey und Kammerdirektor Hoffmeister über Wehr- und Bevölkerungsfragen des Ostens geschlossen. Die Vorträge erörterten in fachkundigster Weise die Gefahren unserer wehrpolitischen Ohnmacht und des polnischen Bevölkerungsdruckes auf unser mehr und mehr vergreisendes Volk und wirkten als Mahnruf zur Pflicht der nationalen Selbsterhaltung.

Die Ostmarkenhochschulwoche war wiederum ein voller Erfolg, der auch in der Öffentlichkeit weiten Nachhall fand. Leider beschränkten sich die Darbietungen fast ganz auf den reichsdeutschen Osten; man hörte kaum davon, daß es außer an Weichsel und Oder auch noch an der Donau deutsche Ostmarken zu verteidigen gibt. Zwei Februarvorträge über Südosteuropa füllten später diese Lücke einigermaßen aus. Für die Zukunft ergibt sich noch ein reiches Betätigungsfeld. Man muß den beschränkten Weg weiter verfolgen und vor allem an den Hochschulen immer erneut für die Sache des deutschen Ostens werben, die die Sache des deutschen Volkes ist. Und die Jüngend muß vorangehen dabei.

„Volk auf dem Wege“

Roman der deutschen Unruhe von Josef Ponten

Von Erich Fißel, Kattowitz

Unter dem bedeutsamen Motto: „Volk auf dem Wege“ ist Josef Ponten dabei, eine Romantrilogie herauszugeben, die Volksschicksal dichterisch zu bannen versucht. Die ersten beiden Bände des Gesamtwerks sind bereits erschienen.

Es ist kein Zufall, daß sie als Titel den Namen von Strömen tragen: „W o l g a, W o l g a“, „R h e i n u n d W o l g a“. Wie kaum etwas anderes kann uns der Strom für das Leben eines Volkes Symbol sein. Aus dem Unendlichen kommend, fließen seine Wellen ins Unendliche wie die Schicksale der Menschen. Vielsältig in sich, verdämmert ihr Zug in geheimnisvoller Ferne.

Z w e i e r Ströme rauschen erfüllt das Werk. Stark und kalt wie ein Kampftruf und Vertrauen weckend das eine! Es kündet von geschäftigem Leben in arbeitsfrohen, volkreichen Städten, von behendem Geist und Sinnenfreude, murt auch um die weinbestandenen, sagenumsponnenen Uferhügel ein Ton uralter, ehrfurchtgebietender, männlich verhaltener Not. — „Vater Rhein“.

Urmuttertraumen das zweite! Schlummerlied ihren Kindern, den Steppen und Wäldern und den Menschen, schwermütig, dumpf. Aber wenn der Frühling sie küßt, dann bäumt sie sich auf, dann zittern die Länder in ihren Armen vom Ural bis zum Eismeer und Kaukasus, dann erschauern ihre Kinder, die Steppen und Menschen, Urahnungen voll, — „Mütterchen Wolga“.

Nirgends ist Ponten mehr Dichter als dort, wo er uns ein Ahnen von der russischen Steppenunendlichkeit um die Wolga und von dem Völkergewirr an ihr in die Seele zaubert, in den Teilen seines Werks, in denen wir erleben, wie die deutschen Auswanderer vom Rhein, die Landfremden, in der Steppe eine neue Heimat finden, in 150-jähriger Arbeit die Landschaft wandeln nach deutscher Art und unmerklich auch von ihr nach russischer Art gewandelt werden. Der Roman schildert a u s l a n d s d e u t s c h e s S c h i c k s a l.

Da zieht um die Zeit des siebenjährigen Krieges eine Wagenkolonne die große Heerstraße von Petersburg über Moskau der Wolga zu. Deutsche Auswanderer, die große Katharina hat sie gerufen, um an der Wolga einen lebenden Wall gegen die Nomadenhorden zu errichten.

Aber mag auch ein Jahrhundert vorüberziehen, die alte Heimat läßt sie nicht los. Und besonders an den Sommerfontagen, wenn der Sonntagsfriede die Weiten umfängt, raunt wohl ein fernes Klingen in ihrem Blut auf: das Rauschen des Rheins. Sie sind Menschen zweier Landschaften, zwiespältige Menschen, geworden. So haben sie, wie viele Hunderttausende anderer Deutscher, die im Laufe der Jahrhunderte in der Ferne eine neue Heimat suchten, die Sehnsucht nach der Ferne gegen die Sehnsucht nach der alten Heimat eingetauscht. Über den ganzen europäischen Osten, von Siebenbürgen, Serbien und Rumänien über Südrußland bis an den Ural und darüber hinaus bis tief nach Sibirien, und nach Westen über Amerika nach Australien, wogt der Ozean deutschen Volkstums — hin und her — „V o l k a u f d e m W e g e; R o m a n d e r d e u t s c h e n U n r u h e“!

In einem von diesen Wolgaauswanderern, dem jungen Schulmeister Christian Heinsberg aus dem Dorfe Bellmann an der Wolga wird die Sehnsucht nach Deutschland übermächtig. Ein günstiges Geschick wirft ihm eines Tages im Jahre 1913 eine größere Summe Geldes in den Schoß. Er sieht das als einen Schicksalswink an und unternimmt die Reise nach Deutschland. Der Dichter begleitet ihn und läßt ihn auf der Fahrt durch Rußland die Spuren seines Urgroßvaters, Christian Heinsberg, des älteren, finden. Der jüngere macht die Reise in umgekehrter Richtung wie sein Ahn, und je weiter wir mit ihm nach Norden ziehen, desto plastischer ersteht dessen wechselvolles Schicksal vor unseren Augen. Nicht immer ist die Anknüpfung der Erlebnisse des Alten ungekünstelt. Aber welche Fülle prächtiger Gestalten erstehen zum Leben! Herrlich vor allem der ältere Christian selbst. Selten ist wohl einem Dichter eine solche Gestalt gelungen, die

wie dieser, in allen Sätteln gerecht, Bauer, Händler und fahrender Komödiant, Vertrauter eines Kirgisenkhanes und Reisebegleiter einer adligen Dame, Wandervogel und Eulenspiegel in einer Person, echtestes deutsches Volkstum verkörpert.

Christian der jüngere kommt nach Deutschland und findet auch dort, in der Pfalz, die Spuren seiner Vorfahren. Der Dichter schildert nun i n z w e i e n B a n d e wie es kam, daß diese ihre Heimat verlassen mußten. Die Franzosen dringen ein und verwüsten das Land. Die Geschichte jener drangvollen Zeit wird lebendig, da der Kaiser in Ungarn mit den Türken ringen muß und der große Ludwig Stück um Stück des deutschen Landes abreißt. Geschichtlicher Tatsachenbericht? Die Gefahr lag nahe. Man kann wohl sagen, daß der Verfasser ihr, im ganzen genommen, entgegen ist, wenn dieser Band das Niveau des ersten auch nicht ganz erreicht. Groß gesehen sind die Szenen beim Brand der deutschen Städte am Rhein.

Alles in allem hat der Autor ein Werk geschaffen, das weit über die Tagesliteratur hinausragt. Es macht seinen hohen dichterischen Wert aus, daß man trotz der Fülle des Einzelgeschehens immer wieder das unterirdische Rauschen der beiden Ströme zu hören vermeint.

Ein Buch der deutschen Unruhe, das in besonderem Sinne auch für uns Oberschlesier zeitgemäß ist.

Im Frühling

Von Helmuth Richter

Siehe über den Dächern den Mond, den Gefährten der Liebenden,
Wie er friedlich erscheint, silberne Güte im Haar!
Aber im Garten zittern die Blüten, die frühe zerfliehenden —
Alles ist, wie es war!

Spürst du wieder den süßen Geruch der Erde,
Das Murmeln der Bäche, das Schluchzen der Nachtigall?
Reite mit mir durch die Täler auf dampfendem Pferde,
Tauche mit mir in das All!

Gestern noch gingen wir durch die Gassen wie Kranke und Irrende,
Unser Herz war leer, unser Schritt war schwer,
Heute schon löst sich zur Klarheit alles Verwirrende:
Ewiges Leben blüht um uns her!

Unter des Himmels blauer kristallener Schale
Fließen wir neu in das Werden ein,
Und uns durchschauert mit einem Male
Das Geheimnis: die Welt zu sein . . .

Die Storchbesetzung in den Ortschaften Oberschlesiens

	Ortstplatz	1922	1928		1929		1930		1931		1932	
		Best. Nest.	Nest.	Jac.	Nest.	Jac.	Nest.	Jac.	Nest.	Jac.	Nest.	Jac.
1. Landkreis Beuthen		1										
2. Landkreis Cosel		5										
Cziffowa	Linde	—	—	—	—	—	—	—	1	1 (1)	1	2
Czielau	—	—	—	—	—	—	1	—	1	2	1	2
Czielniß	Linde	—	—	—	—	—	1	4	1	3	1	3
Gr. Neukirch	Pappel	1	— (3)	1	2	1	5	1	3 (1)	1	3	—
Gr. Nimsdorf	Pappel	—	—	—	—	—	1	—	1	—	1	—
Grzendzin	—	1	3	1	3	1	2	—	—	—	1	2
Heinrichsdorf	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	4
Jaborowiß	—	—	—	—	—	—	1	4	1	2	1	3
Klodniß	Scheune	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Kostenthal	Pappel	1	3	1	3	1	4	—	—	—	1	—
Krzanowiß	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	2, 3
Kenschütz	Baum	—	—	—	—	—	1	—	1	1	1	4 (1)
Lichinia	Scheune	(4 m. 1 St.)	—	(4 m. 1 St.)	—	—	(4 m. 1 St.)	—	—	—	—	—
Liebschau	Pappel	—	—	—	—	—	—	—	1	2	—	—
Lohnau	Pappel	1	— (3)	—	—	—	—	—	—	—	1	4
Mechniß	Pappel	1	4	1	4	1	5	1	5	1	1	4
Miersenzin	Pappel	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	2
Miesce	Pappel	—	—	—	—	1	—	1	2	1	3	—
Nesseltwiß	Pappel	1	3	1	3	1	4	1	5	1	1	4
Niesnasthin	Ulme	1	— (3)	1	3	1	3	1	3	1	1	4
Pickau	Eiche	1	5	1	4	1	4	(4 m. 1 St.)	—	—	1	2
Podlesch	Pappel	1	4	1	4	1	5	1	3	1	5	—
Przewos	Linde	1	5	1	3	1	2	1	3	—	—	—
Reinschdorf	Pappel	1	—	1	3	1	3	1	3	1	1	4
Rogau	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	3
Roschowitzdorf-Plonia	Pappel	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	3
Roschowitzwald	—	1	— (1)	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Slawensitz	Eiche	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	2 (2)
Stöblau	Pappel	—	—	1	3	1	3	—	—	—	—	—
Trawnig	Baum	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	3
Wiegischütz	Pappel	1	3 ?	—	—	—	—	—	—	—	—	—
3. Landkreis Falkenberg		5	14	30	11	35	17	48	15	38	25	71
Bauschwitz	Pappel	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—
Falkenberg	Haus	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—
Flöste-Woistrasch	Scheune mit Strohdach	—	—	—	—	—	1	3	1	4	1	2
Golschwiß	Baum	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	2
Gr. Mangersdorf	Schobenscheune	1	3	1	4	1	5	1	4	1	1	—
Übertrag		5	1	3	1	4	2	8	2	8	5	4

	Ort/Strapß	1922	1928		1929		1930		1931		1932	
		Bef. Nest.	Nest.	Age.	Nest.	Age.	Nest.	Age.	Nest.	Age.	Nest.	Age.
Übertrag		5	1	3	1	4	2	8	2	8	5	4
Gr. Earne	Schobenscheune		—	—	—	—	—	—	—	—	1	1
Heidersdorf	Scheuer mit Strohdach		—	—	1	—	—	—	—	—	—	—
Janke b. Friedland	Pappel	1	3	1	3	1	3	1	3	1	3	—
Schönwitz	Linde	1	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Schurgast	Scheune	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	3
Stroschowitz	Pappel	—	—	1	—	1	3 (1)	1	4 (1)	1	1	4
4. Landkreis		5	3	8	4	7	4	14	4	15	9	15
Gr. Strehlig		6	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—
Bokowe b. Laßist	—		—	—	—	—	—	—	—	—	1	—
Boritsch	Eiche		—	—	—	—	—	—	(1 m. 1 St.)	—	1	3
Grodisko	Linde	—	—	1	—	1	3 (1)	1	3 (1)	1	1	4
Jarischau	Pappel	1	—	1	—	—	—	1	—	—	1	3
Kadlub	Baum	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	2
Mallnie	Pappel	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	2
Niesdrowitz	Linde	(1 m. 1 St.)	—	1	3	1	5	1	—	—	1	2
Petersgrätz	Linde	1	3	1	4	1	3	1	3	—	—	—
Salesche	Ulm-Linde	1	5	1	2	2	2 (2) — (2)	2	3	3	1	2
Sandowitz	Hoh. Schornstein	1	3	1	5	1	4	1	4	1	1	4
Bauche	Pappel	—	—	—	—	—	—	1	—	—	1	2
Baradzki	Eiche	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
5. Landkreis		6	5	11	6	14	6	17	8	16	10	24
Großtkau		3	—	—	—	—	—	—	—	—	1	— (3)
Schauschwitz	Haus		—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
6. Landkreis		3	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—
Gutkentag		2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Jeżowa	Pappel	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	3
Corowski	Eiche	1	3	1	4	1	4	1	—	—	1	4
Wendzin-Marzen	Eiche	—	—	—	—	1	—	1	3	1	1	3
7. Stadt- u. Landkreis		2	1	3	1	4	2	4	2	3	3	10
Kreuzburg		18	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Bankau	—		1	4	—	—	—	—	—	—	—	—
Borek	Erle	1	3	1	3	1	5	1	3	1	1	5
Brune b. Konstadt	Erle	—	—	—	—	1	3	1	3	1	1	4
Frei-Schapel	Erle/Pappel	1	3	1	3	1	4	1	3	2	3, 4	—
Jaschhowitz	Erle	1	—	(1 m. 1 St.)	—	—	—	—	—	—	1	4
Konstadt	Pappel	—	—	(1 m. 1 St.)	—	1	3	1	3	1	1	4
Kreuzburg	Eiche	1	3	1	—	1	4	1	4	1	1	3
Lowitz	Erle	1	4	1	—	1	4	1	4	1	1	3
Margsdorf	Erle	—	—	—	—	1	2	1	3	1	1	3
Übertrag	—	18	6	17	4	6	7	25	7	23	9	33

	Horstplatz	1922	1928		1929		1930		1931		1932	
		Bef. Nestl.	Nestl.	Jag.	Nestl.	Jag.	Nestl.	Jag.	Nestl.	Jag.	Nestl.	Jag.
Übertrag		18	6	17	4	6	7	25	7	23	9	33
Neudorf	Eiche		1	4	1	3	1 (1 Et.) (1 m.)	3	1	3	1	3
Nieder Ellguth	Linde		1	—	1	1	1	3	1	—	—	—
Nieder Kunzendorf	Pappel		—	—	—	—	—	—	—	—	2	—,5
Ober Ellguth	Erle		1	3	1	4	1	4	1	4	1	3
Ober Schmardt	Erle		1	4	1	4	1	—	1	4	1	3
Omedau	Linde		1	4	1	5	2	3,4	1	4	1	—
Polanowitz	Pappel		1	3	1	3	1	3	1	3	1	3
Proschütz	Erle		—	—	—	—	—	—	1	4	1	4
Reinersdorf	Scheuer		—	—	1	—	2	—,4	—	—	1	2
Schönfeld	Erle		1	1	1	2	1	4	1	4	1	3
Schönwald	Pappel		—	—	—	—	—	—	—	—	1	3
Woislawitz	Linde		—	—	—	—	—	—	1	—	1	3 (2)
Würlitz	Eiche/Linde		—	—	—	—	1	—	2	—	2	3 (2),
Wundschütz	Pappel		1	3	1	3	1	3	1	4	1	3
3. Landkreis		18	14	39	13	31	19	56	19	53	24	71
Leobschütz		7										
Brand	Baum		1	2	—	—	—	—	—	—	—	—
Bobrowitz	Baum		1	2	1	3	1	4	(1 m. 1 Et.)	—	(1 m. 1 Et.)	—
Gratföhr	Pappel		—	—	1	1	1	2	1	3	1	4
Jakubowitz	Pappel		—	—	(1 m. 1 Et.)	—	—	—	—	—	—	—
Etolzmütz	Pappel		—	—	—	—	—	—	1	4	1	3
9. Stadtkreis		7	2	4	2	4	2	6	2	7	2	7
Neisse		—										
Nieder-Neuland	—		1	5	1	5	1	5	1	5	1	5
10. Landkreis		—	1	5	1	5	1	5	1	5	1	5
Neisse		—										
Bösdorf	Scheunen-		—	—	—	—	—	—	1	1 (1)	1	2 (1)
Zentrum	schieferdach		—	—	—	—	—	—	—	—	1	2
	Scheune		—	—	—	—	—	—	—	—	1	3
Neunz	Linde		—	—	—	—	—	—	—	—	2	2, (3)
Waldorf	Linde		—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
11. Landkreis		—	—	—	—	—	—	—	1	1	5	9
Neustadt		13										
Bresenitz	Erle		1	3	1	4	1	4	1	4	1	4
Dambine (Lonschnitz)	Pappel		—	—	—	—	—	—	—	—	1	3
Deutsch Probnitz	Pappel		—	—	—	—	—	—	—	—	1	3
Deutsch Rasselwitz	Pappel		—	—	1	1	1	2	1	—	1	3
Dirschelwitz	Pappel		1	3	1	2	—	—	—	—	—	—
Ellguth-Bütz	Pappel		1	1	1	5	1	4	1	5	1	5
Friedersdorf	Pappel		1	4	1	5	1	4 (1)	2	—,3	2	4,3(1)
Gräbne	Pappel		1	3	1	3	—	—	1	—(1)	1	3
Übertrag	—	13	5	14	6	20	4	14	7	13	8	28

	Hortplatz	1922	1928		1929		1930		1931		1932	
		Bef. Nest.	Nest.	Jug.	Nest.	Jug.	Nest.	Jug.	Nest.	Jug.	Nest.	Jug.
Übertrag		13	5	14	6	20	4	14	7	13	8	28
Komornik	Baum		1	3?	(1 m. 1 Gt.)	—	—	—	—	—	—	—
Lonschik	Pappel		1	3	1	3	1	4	1	3	1	3
Mochau	Pappel		1	3	—	—	1	5	1	5	1	5
Ottok	Pappel		—	—	1	—	2	—	1	2	1	4
Pogosch	Pappel		1	1	1	4	1	3	1	—	2	—
Ringwitz	Pappel		—	—	1	—	—	—	1	2	1	3 (2)
	seit 31 Linde		—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Nepich	Linde		—	—	—	—	1	2	1	4	1	3
Echelich	Erle		1	2	1	2	1	3	1	2	1	2
Echiegan	Pappel		1	3	1	2	1	4 (1)	1	3	1	4 (1)
					(1 m. 1 Gt.)							
Schwesterwitz	Pappel		—	—	—	—	1	5	—	—	—	—
Sedischütz	Pappel		—	—	—	—	—	—	1	(3)	—	—
Swardawa	Pappel		1	5	1	3	1	4	1	4	1	—
Walzen	Pappel		1	3	1	4	1	5	1	4	1	2 (2)
Zellin	Pappel		1	5	1	3	1	3	1	5	1	4 (1)
12. Landkreis		13	14	42	15	41	16	52	18	46	20	58
Oppeln		23										
Mit Budkowitz	Robinie		—	—	—	—	—	—	—	—	1	2 (1)
	Eis. Schornstein		1	3	1	4	1	5	1	3	1	3
Mit Poppelau	Baum		2	4	1	3	2	9	3	—	1	3
Mit Schalkowitz	Pappel		4	2	6	4	6	4	6	4.2	6	3.2
	Linde		2	12	4.3	17	4	4	4.2	18	4	13
			4	4	3		4	4	2		1	
Bierdzan	Pappel		—	—	—	—	1	—	—	—	—	—
Birkowitz	Pappel		—	—	1	3	1	4	1	3	—	5
Boguschütz	Pappel		1	4	1	5	1	4	1	3+1	—	—
Bolko / Neudorf	Pappel		—	—	1	3	1	2	—	—	1	4
Borrek	Pappel		1	5	1	1	1	5	1	3	1	4
Bunkau	—		—	—	—	—	—	—	1	3	—	—
Carlsruhe	Hob. Schornstein		1	4	1	5	1	5	1	3	1	4
Couprachtschütz	—		—	—	—	—	—	—	—	—	1	1
Chroszczinna	—		—	—	—	—	—	—	—	—	1	3
Chroszczütz	Weide		1	5	1	4	1	5	1	(4)	—	—
Chrzowitz	Pappel		1	3	1	—	1	—	1	—	—	—
Czarnowanz	Pappel		1	3	1	3	1	5	1	3	1	1
Dammratsch	Linde		1	3	1	3	1	5	3	5	3	2 (1)
											4 (1)	
											3	
Dammratschhammer	Pappel		1	3	1	—	1	5	1	4	1	3
Dzieskanstowo	Pappel		1	3	—	—	1	3	(1 m. 1 Gt.)	—	1	4
Falkowitz	Linde		1	3	1	3	1	4	1	4	1	4
Follward	Eiche		1	3	1	5	1	4	1	1	1	5
Frauendorf	Pappel		1	—	(1 m. 1 Gt.)	—	(1 m. 1 Gt.)	—	1	—	—	—
Friedrichsfelde	—		—	—	—	—	—	—	—	—	1	1
Übertrag		23	19	58	20	59	23	58	25	54	24	69



Veit Stof

Nürnberg, St. Lorenzkirche, Englischer Gruß, 1517—19, Holz



Veit Stof
Madonna vom Hause des
Veit Stof zu Nürnberg, Holz

Nürnberg
Germanisches Nationalmuseum

	Hortplatz	1922	1928		1929		1930		1931		1932	
		Bef. Nest.	Nest.	Jag.	Nest.	Jag.	Nest.	Jag.	Nest.	Jag.	Nest.	Jag.
Abertrag		23	19	58	20	59	23	85	25	54	24	69
Friedrichsthal	Alhorn		—	—	1	4	2	3	1	3	1	3
								5	(1 m. 1 St.)		(1 m. 1 St.)	
Goslawitz	Pappel		1	2	1	2	1	4	1	1	1	4
Gräfenort	—		—	—	—	—	—	—	—	—	1	4
Groschowitz	—		—	—	—	—	—	—	—	—	1	3
Halbendorf	—		—	—	—	—	—	—	—	—	1	5
Yellowa	Erle		1	3	1	4	1	4	1	4	1	5
Al. Schminitz	Pappel		—	—	1	4	1	4	1	2	1	4
Kollanowitz	Eiche		1	2	1	2	1	3	1	3	1	3
Konty	—		—	—	—	—	—	—	1	2	1	3
Krogullno	Eiche		1	3	1	3	1	1 (3)	1	4	2	1, 3
Lichtenwalde												
(Przysches)	Baum		—	—	1	3	1	4	1	3	1	5
Luboschütz	Baum		1	4	1	2 (2)	1	3	1	1	1	3
Neuhammer	Erle		—	—	—	—	1	3	1	3	—	—
Neu Schodnia	Pappel		1	— (3)	1	—	1	3	1	—	1	3 (1)
Przywor	—		—	—	(1 m. 1 St.)	—	—	—	1	4	1	2
Sacken	Linde		—	—	1	—	1	—	1	—	1	— (2)
Sowade	Pappel		1	2	1	4	1	5	1	3	1	2
Vogtsdorf	Pappel		—	—	1	4	1	1 (3)	1	1	—	—
Wengern	—		1	—	(1 m. 1 St.)	—	—	—	—	—	—	—
Wresche	—		—	—	—	—	—	—	—	—	1	4
Zawisc	Pappel		—	—	1	3	1	3	1	3	1	2
13. Landkreis		23	27	74	33	94	38	131	41	91	43	128
Ratibor		6										
Rabitz	Erle		1	2	—	—	—	—	—	—	—	—
Benkowitz	hoh. Schornst. seit 32 Pappel		1	— (4)	1	4	1	4	1	3	1	4
Bojanow	Schornstein seit 31 Pappel		1	— (3)	1	—	—	—	1	—	1	3
Gregorsdorf	Pappel		—	—	—	—	1	3	1	2	1	3
Gr. Peterwitz	Pappel		—	—	—	—	—	—	—	—	1	3
Kranowitz	hoh. Schornstein		1	2	(1 m. 1 St.)	—	1	2	1	—	—	—
Maßau	hoh. Schornstein		1	3	1	—	1	4 (1)	1	4	1	4
Ratiborhammer-												
Budzisz	Ulm		—	—	1	2	1	2	1	4	1	3
Schammerwitz	hoh. Schornstein		1	3	1	— (2)	1	5	1	4	1	4
Slawikau	Pappel		1	2	1	2	1	5	1	4	1	5
Wellendorf	Pappel		—	—	1	3	1	5	1	4	1	4 (1)
	Linde		1	—	1	3	1	4	1	3	1	4
		6	8	12	8	14	9	34	10	28	10	37

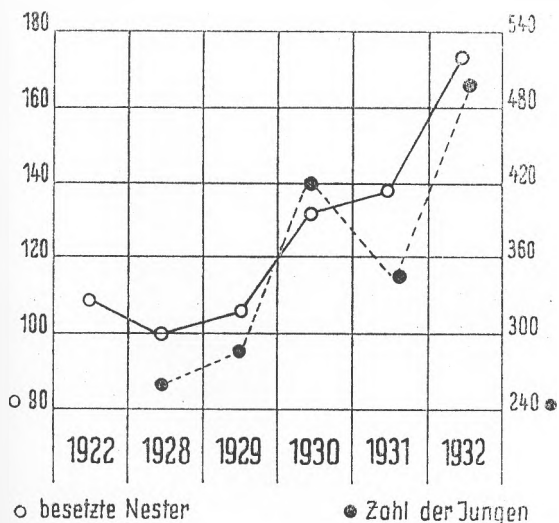
	Horstplatz	1922	1928		1929		1930		1931		1932	
		Bef. Nest.	Nest.	Jge.	Nest.	Jge.	Nest.	Jge.	Nest.	Jge.	Nest.	Jge.
14. Landkreis Rosenberg		4										
Gr. Laffowitz	Eiche		1	3?	1	3?	1	5	1	4	1	4
Grunowis	Erle		1	3	1	3	1	4	1	4	1	4
Jaschine	Erle		1	3?	1	3	—	—	—	—	—	—
Lomniz	Erle		—	—	1	4 (1)	1	4	(1 m. 1 Eft.)	2 (1)	1	3 (1)
Thule	Eiche		1	3?	1	3	1	3	1	—	1	3
Wierschn	Erle		—	—	1	— (2)	—	—	—	—	—	—
15. Landkreis Loß-Gleiwitz		4	4	12	6	16	4	16	4	10	4	14
Bitschin	Vitrohdach	16	—	—	—	—	—	—	1	3?	1	2
Giechowitz	Erle		1	3?	—	—	—	—	—	—	—	—
Gieschlau	Eiche		1	3	1	3	1	4	1	4	1	5
Jasten	Pappel		—	—	—	—	—	—	—	—	1	2
Jaschowitz	Pappel		—	—	—	—	—	—	(1 m. 1 Eft.)	—	—	—
Karchowitz	Pappel		1	2	1	2	1	3	1	2	1	4
Al. Pluschniz	Pappel		—	—	—	—	—	—	1	2	1	2 (2)
Koppinitz	Linde		—	—	1	3	1	5	—	—	—	—
Kottlischowitz	Linde		1	3	1	3	1	3	1	4	1	4 (1)
Lohnia	Alhorn		—	—	1	—	1	—	(1 m. 1 Eft.)	—	1	—
Lubie	Linde		—	—	—	—	—	—	1	—	1	3
Niekarm	Erle		1	4	1	3	1	4	1	3	1	2
Pawlowitz	Pappel		—	—	(1 m. 1 Eft.)	—	1	—	—	—	—	—
Peiskretscham	Pappel		1	— (3)	(1 m. 1 Eft.)	—	1	2	1	—	—	—
Plawniowitz	Pappel		—	—	(1 m. 1 Eft.)	—	1	4	1	3	2	3, 3
Potempa	Eiche		—	—	—	—	—	—	—	—	1	3
Schieroth	Pappel		—	—	—	—	—	—	—	—	1	4
Schreibersort (Pissarzowitz)	—		—	—	—	—	1	2	1	—	1	—
Sersuo	Pappel		—	—	—	—	1	2	1	2 (1)	1	3
Skaal b. Kottulin	Pappel		—	—	—	—	1	4	1	3 (1)	1	4 (1)
Slupsko	Pappel		1	3	1	2	1	4	1	3	1	4
Loß	—		—	—	—	—	—	—	1	—	—	—
		16	7	18	7	16	13	37	14	29	17	48

Zusammenstellung:

1. Übersicht über die Veränderungen des Storchbestandes 1928—1932

Provinzteil	1907	1922	1928		1929		1930		1931		1932	
	Nester überhpt.	besezte Nester	Nest.	Jge.	Nest.	Jge.	Nest.	Jge.	Nest.	Jge.	Nest.	Jge.
1. Ldkr. Beuthen	2	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
2. Ldkr. Cosel	23	5	14	30	11	35	17	48	15	38	25	71
3. Ldkr. Falkenberg	6	5	3	8	4	7	4	14	4	15	9	15
4. Ldkr. Gr. Strehlitz	7	6	5	11	6	14	6	17	8	16	10	24
5. Ldkr. Grottkau	3	3	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—
6. Ldkr. Guttentag	—	2	1	3	1	4	2	4	2	3	3	10
7. Stadtkr. Hindenburg	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
8. Stadt- u. Landkr. Kreuzburg	61	18	14	39	13	31	19	56	19	53	24	71
9. Ldkr. Leobschütz	24	7	2	4	2	4	2	6	2	7	2	7
10. Stadtkr. Neisse	—	—	1	5	1	5	1	5	1	5	1	5
11. Ldkr. Neisse	6	—	—	—	—	—	—	—	1	1	5	9
12. Ldkr. Neustadt	28	13	14	42	15	41	16	52	18	46	20	58
13. Ldkr. Oppeln	64	23	27	74	33	94	38	131	41	91	43	128
14. Ldkr. Ratibor	31	6	8	12	8	14	9	34	10	28	10	37
15. Ldkr. Rosenberg	43	4	4	12	6	16	4	16	4	10	4	14
16. Ldkr. Tost-Gleiwitz	45	16	7	18	7	16	13	37	14	29	17	48
	346	109	100	258	107	281	131	420	139	342	174	497

2. Kurvenbild der Storchbestandsverschiebung von 1922—1932



A. Übersicht über den Storchbestand 1932

Provinzteil	Befestete Nester			Nest. mit 1 Alts- storch	Art der Nester			In- be- festete Nes- ter	Nist- gele- gen- heit	Zahl der Nest. auf 100 qkm	Bestandsveränderung in % gegen	
	Zahl	Brut- los	Zahl der Jae.		Ge- bäu- des- nester	Raum- nester	1922				1928	
1. Eosel	25	2	71	—	—	18	7	2	8	3,9	+ 400,0	+ 78,6
2. Falkenberg	9	3	15	—	5	4	—	2	—	1,5	+ 80,0	+ 200,0
3. Gr. Strehliß	10	1	24	—	1	8	1	1	4	1,1	+ 66,7	+ 100,0
4. Grottkau	1	—	—	—	1	—	—	—	—	0,2	— 66,7	1928=0 N 1029=1 N
5. Guttentag	3	—	10	—	—	3	—	—	2	1,0	+ 50,0	+ 200,0
6. Kreuzburg	24	3	71	—	1	23	—	5	4,3	+ 33,3	+ 55,6	
7. Leobschütz	2	—	7	1	—	2	—	1	—	0,3	— 71,4	
8. Neisse, Stadt	1	—	5	—	1	—	—	—	—	5,0	1922=0 1932=1	—
9. Neisse, Land	5	1	9	—	2	1	2	—	—	0,7	1922=0 1932=5	1928=0 N 1932=5 N
10. Neustadt	20	3	58	—	—	20	—	2	4	2,5	+ 53,9	+ 42,9
11. Oppeln	43	2	128	1	2	32	10	1	3	3,1	+ 91,3	+ 69,2
12. Ratibor	10	—	37	—	2	8	—	1	—	2,1	+ 66,7	+ 25,0
13. Rosenberg	4	—	14	—	—	4	—	—	2	0,4	—	—
14. Tost-Gleiwitz	17	2	48	—	1	15	1	8	5	2,0	+ 6,3	+ 142,9
	174	17	497	2	16	138	21	18	31	1,8	+ 60,6	+ 76,7

Matthias Brinkmann.

Professor Dr. Brinkmann von der Pädagogischen Akademie in Bentzen hat sich seit seinem Wirken in Oberschlesien um die heimische Naturforschung und Naturdenkmalspflege bleibende Verdienste erworben. Ofters konnten wir ihn im „Oberschlesier“ als geschätzten Mitarbeiter zu Worte kommen lassen. Ich erinnere auch an seine Broschüre „Der weiße und der schwarze Storch in Oberschlesien“, die wir 1930 im Oberschlesierverlage herausbrachten (Preis 0.80 RM.) und in der die Ergebnisse der ober-schlesischen Storchzählung in den Jahren 1928 und 29 niedergelegt sind. Die Zählungen wurden in den Folgejahren unter Dr. Brinkmanns Leitung und Beteiligung wertvoller Heimatfreunde fortgesetzt. Vorstehend veröffentlicht nun Dr. Brinkmann die Ergebnisse der Erhebungen von fünf Jahren (1928—32). Diese genaue Übersicht ist eine Weiterführung und Ergänzung der Arbeit „Der ober-schlesische Storch“, die Dr. Brinkmann im Märzheft 1933 des „Oberschlesiens“ schenkte.

Beide Arbeiten und dazu eine für die Oberschlesierleser noch außenstehende Erörterung „Schlußfolgerungen aus den Ergebnissen der Storchzählung“ erschienen Ostern d. Js. auch als eigene Broschüre im Oberschlesierverlage in Oppeln (Matthias Brinkmann, Fünf Jahre Storchbeobachtung in Oberschlesien, Preis 0.60 RM.). Die Broschüre, die also Sonderdrucke aus dem „Oberschlesier“ vereinigt, kam als Heft 7 der Schriftenreihe der Vereinigung für ober-schlesische Heimatkunde heraus.

Die Schriftleitung.

Schutzverband deutscher Schriftsteller Gau Oberschlesien

1. Vorsitzender: Willibald Köhler, Oppeln, Moltkestraße 25, Fernruf 3969, Postschloßfach 21 / Schriftführer: Friedrich Stumpe, Frauendorf bei Oppeln, Fernruf 3859 / Kassenwart: Ehrenmitglied Stadtrat a. D. Max Friedlaender, Oppeln, Schloßstr. 2, Fernruf 3974

Mitteilungen

5. Blatt

April 1933

Der erweiterte Vorstand trat im letzten Halbjahr nur einmal zusammen. Die vorhandenen geringen Geldmittel sollten in möglichst großem Umfang zu Wohlfahrtszwecken verwandt werden. So konnte auch aus eigenen und fremden Mitteln wenigstens die dringendste Not gekindert werden. Im Anschluß an die letzte Vorstandssitzung waren die Mitglieder am 4. Febr. d. Js. zu einer Besprechung in das Gleiwitzer Sendehaus eingeladen. Sendeleiter Paul Kania sprach über die Aktivierung der Rundfunkmitarbeit im SDC. Er betonte die Eigengesetzlichkeit des Rundfunks und begrüßte die Mitglieder des SDC als die gegebenen Mitarbeiter. Paul Kania sprach über die Rezitation von Gedichten und das Lesen geeigneter Prosa, über Lesung von Sagen und den Vortrag heimatlicher Stoffe auch in Form des Dialogs. Er betonte die Notwendigkeit eines natürlichen Redetones und einer lebendigen Stilisierung und gab zu bedenken, daß jede Darbietung zum Hörerlebnis gestaltet werden müsse. In der Aussprache wurden besonders Hörfolgen behandelt. Das Thema soll in den Ortsgruppen ständig weiter behandelt werden, deren Mitglieder sich nun öfter um einen Radioapparat vereinigen werden. Empfohlen wird insbesondere die Besprechung des demnächst zur Sendung gelangenden Hörspiels unseres Mitgliedes Hans Niekraviez. Das Hörspiel hatte Paul Kania in seiner Besprechung völlig ausgeschaltet. Der Gauverband wird den hierfür zuständigen Herrn von der Schlesischen Funkstunde in Breslau um eine entsprechende Darlegung bitten.

Unserm am 19. Januar d. Js. jäh aus dem Leben gerissenen Mitglied Alfred Nowinski widmete die Versammlung ein stilles

Gedenken. Der Gauverband plant einen eigenen Nowinski-Gedenk-Abend. Unvergessen wird uns Alfred Nowinski als der Begründer der Vereinigung oberschlesischer Schriftsteller, als langjähriges Vorstandsmitglied und als gleichstrebender Weggenosse bleiben. Er schrieb: Herzblut. Gedichte.

Mit der schlesischen Landwehr durch 3 Kriegsjahre. 2. Aufl. 1918.

Meine bunte Wiese. Märchen. 1924.

Das grüne Zelt. Preisgekröntes Eichendorffspiel. 1925.

Frisch, froh, fromm, frei! Turnerspiel. 1925.

Weihnachten bei den Zwergen. Vers-Märchenspiel. 1925.

Im Feuererschein. Roman. 1928.

Domus Dei. Drei Bilder aus der Geschichte des Klosters Czarnowanz. Festspiel. 1928.

Noch unveröffentlicht die Novellen:

Die Spinne. Tobias Martins Flucht vor dem Tode. Der Brautkasten.

Unvollendet: der Roman „Zwischen den Bergen“.

Der Gauverband ist neuerdings wieder bestrebt, die Bucherei zu vervollständigen. Es hat sich oftmals als dringend notwendig erwiesen, die Werke unserer Mitglieder schnell zur Hand zu haben, zu Zusammenstellungen, Besprechungen und Ausstellungen. Die Mitglieder werden in ihrem eigensten Interesse nochmals gebeten, recht bald dafür zu sorgen, daß ihre sämtlichen Bücher in je einem Exemplar dem Gauvorstande überwiesen werden.

In letzter Zeit ist besonders oft beobachtet worden, daß Zeitungen und Zeitschriften Arbeiten unserer Mitglieder ohne deren Einwilligung abgedruckt haben. Da es den Mitgliedern nicht immer angenehm ist, an die Verlagsanstalten

mit Forderungen heranzutreten, so will die Gau-
geschäftsstelle diese Arbeit übernehmen. Es wäre
dann nur nötig, daß die Betroffenen möglichst
schnelle und exakte Mitteilungen gäben.

Der Vorstand empfiehlt den Mitgliedern, nach-
dem der Herausgeber ein Belegexemplar für
jeden Beitrag, sowie die Aufnahme einer No-
tiz über das Nachdruckverbot zugesichert hat,
die Beteiligung an der Anthologie von Dr. Karl
Paetow (Stolp in Pommern, Museum), die
ein Bekenntnis zu unserem Volkstum und zu
seiner osteuropäischen Sendung ablegen und
den Raum von Danzig bis Rattowitz, von
Riga bis Hermannstadt mit deutschem Geist
gestalten soll.

Demnächst werden zwei Preisaus-
schr e i b e n veröffentlicht werden, um deren Zustan-
dekommen sich unser Mitglied Karl Sczodrok
bemüht. Das eine Preisanschreiben wird
Eichendorff-Kurzgeschichten, das andere Spiele
für Schule und Vereine betreffen. In den vor-
bereitenden Ausschuß wurden gewählt: Rudolf
Kisek, Alfons Handuk, Willibald Köhler, Karl
Sczodrok, Josef Wiesjalla, Friedrich Stumpe
und der frühere Leiter der Heimgartenspielschar
Georg Köhrich.

Vor Weihnachten hatten alle größeren Buch-
handlungen Oberschlesiens Verzeichnisse der
Neuerscheinungen unserer Mitglieder erhalten.

Autorenabende fanden in Oppeln statt:
Am 8. November Dr. Friedrich Deml, am
4. März Georg Battel und Hubertus-Kraft
Graf Strachwitz. Die Ortsgruppe Gleiwitz/
Hindenburg plant eine Eichendorfffeier, ein
literarisches Kabarett und Ausspracheabende.
Über die Veranstaltungen der übrigen Orts-
gruppen berichtet das nächste Mitteilungsblatt.

Am 31. März konnte der Verband in Gemein-
schaft mit dem ober-schle-si-schen Bühnenvolks-
bund einen literarischen Tee veranstalten, bei
dem Dr. Paul Fechter, Berlin, über die gei-
stige Ostfront sprach, bei dem Hans
Christoph Kaergel in sein am Abend zur Auf-
führung gelangendes Grenzlandspiel „An-
dreas Hollmann“ einführte.

Dr. Paul Fechter zeigte, wie klar er un-
sere geistige Situation sieht. Das ganze Reich
— so führte er aus — sei den Geisteskämpfern
zu Dank und nicht nur zu Dank verpflichtet.

„Ihre schriftstellerische, muscale, künstlerische
Propaganda- und Aufklärungsarbeit, ihr Wir-
ken in der Wissenschaft, von der Archäologie
bis zur Sprachenkunde, im Theater wie in den
Schulen, auf allen Gebieten des verzweigten
Daseins... hat die Grundlagen geschaffen für
die Hoffnung, daß von ihrer Tätigkeit aus
langsam eine Ostfront entsteht, deren Reser-
vestellungen und Etappe über das ganze Reich
bis zum Rhein und über ihn hinausgehen, wie
es seit langem mit der Westfront der Fall ist“.
Uns allen Genugtuung und Ansporn!

Die ausgezeichnete Rede ist im Aprilheft 1933
des „Ober-schle-siers“ veröffentlicht.

Hans Christoph Kaergel hat in sei-
nem „Andreas Hollmann“ die völkische Not
unserer Stammesgenossen gestaltet, die unter
Fremden ihr irdentüchtes Wesen behüten, so-
lange sie in der Scholle wurzeln. Die Auffüh-
rung war für alle ein tiefes Erleben. Der her-
liche Beifall galt dem Dichter, der Schlesischen
Bühne und dem Bühnenvolksbund, das Herz
war bei unsern Brüdern.

Die diesjährige Hauptversammlung kann erst
nach der Berliner Generalversammlung abge-
halten werden. Der Tag kann leider noch nicht
festgelegt werden.

Aus dem Schaffen unserer Mitglie-
der sei erwähnt: Hans Niefranz, „Ober-
schle-sische Kantate“ (Hörspiel) mit der Musik
von Gerhard Strecke.

Paul Ruger, Kirchengeschichte von Ziegenhals.
Verlag Torzewski, Ziegenhals. Die Mit-
gliederbewegung war im letzten Jahre
sehr rege. Wir verloren durch den Tod
Alfred Nowinski, durch Verzug Frau Li
von Flotow (jetzt Glogau), Rudolf Gollasch
(Pforzheim), Herta Pohl (jetzt Freiburg im
Breisgau). Ihren Austritt erklärten Studen-
rat Theo Vagel, Bruno Roemisch, Frau Berta
Schilder und Fräulein Elisabeth Urbainczyk.
Frau Schilder bleibt dem Gauverbande treu.
Neue Mitglieder: Kaltosen, Gleiwitz —
Richard Rogub, Breslau — Alfred Steinert,
Oppeln. — Unser Ehrenmitglied Konrad
Schmidt feierte in voller Rüstigkeit seinen 70.
Geburtstag.

Eine im Auftrage und nach Art der Berliner
Ortsgruppe veranstaltete Umfrage ergab, daß
keines unserer Mitglieder der K. P. D. oder
einer ihrer Hilfsorganisationen direkt oder in-
direkt angehört.

Vereinigung für oberschlesische Heimatkunde

Anschrift: Landesstelle der Vereinigung für oberschlesische Heimatkunde
Oppeln, Handwerkskammer, Erdgeschoß (Vogtstr.) Fernruf Oppeln 2094

April 1933

Blatt 3

Inhalt: Die Hauptversammlung der Vereinigung für oberschlesische Heimatkunde. — Tätigkeitsbericht des Oberschlesischen Volksliedarchivs.

Die Hauptversammlung der Vereinigung für oberschlesische Heimatkunde

Bericht des Hauptgeschäftsführers, Rektor Mücke.

Am 13. November 1932 war der Annaberg Treffpunkt namhafter Vertreter der oberschlesischen Heimatbewegung. An jenem trüben Novembertage hielt die Vereinigung für oberschlesische Heimatkunde mit ihren Organisationen Heerschau auf dem heiligen Berge Oberschlesiens.

Das neue Pilgerheim der Franziskaner öffnete den Heimatkundlern und ihren Gästen bereitwilligst seine Pforten. Im schlichten Vortragsaal dieser vielversprechenden Heimstätte ging die große heimatkundliche Tagung vor sich.

Der bewährte 1. Vorsitzende, Reg.-Dir. Dr. Weigel, begrüßte die Führer der oberschlesischen Heimatarbeit und die zahlreich erschienenen Ehrengäste von nah und fern.

Es war ein echter oberschlesischer Heimattag, ein Treubekennnis des Oberschlesiertums zum Heimatland auf geheiligtem deutschen Boden. Die Tagung gipfelte in einer Heimatkundgebung, die auf den oberschlesischen Sender übertragen wurde.

Wir nennen:

den Vortrag von Wolfgang Wienzek, St. Annaberg: „Unsere Heimat und unsere heimattlichen Bräuche im Verhältnis zur kath. Religion“;

den Vortrag von Ernst Mücke, Groß-Strehlig: „Das Annabergland“;

den Vortrag von Rektor Ridalla, Volko: „Die Klöster Rauden und St. Annaberg im Lichtbild“.

Die große Heimatkundgebung brachte 2 von dem Schülerchor der Annaburger Volksschule vorgetragene Heimatlieder, Begrüßungsworte des 1. Vorsitzenden, Regierungs-Direktor Dr. Weigel;

einen Vortrag des Studiendirektors, P. Dr. Athanasius Burda, über das Thema: „Der Annaberg, ein Großsender der oberschlesischen Kultur“.

Die Vorträge werden demnächst in einer besonderen Schrift veröffentlicht. Ausführliche Berichte mit dem Teilnehmerverzeichnis brachte das Groß-Strehliger Heimatblatt „Aus dem Chelmer Lande“, Jahrg. 1932, Heft 3/4 (Rektor Mücke, Groß-Strehlig).

Den Abschluß der Tagung bildete die Jahresversammlung der Delegierten. Der Hauptgeschäftsführer erstattete den Jahresbericht. Diesem ist Nachstehendes zu entnehmen:

Die Vereinigung für oberschlesische Heimatkunde besteht aus einer stattlichen Reihe heimatkundlicher Arbeitsgemeinschaften und heimatkundlicher Vereine und Verbände, die aus der oberschlesischen Heimatbewegung hervorgegangen sind. Den Arbeitszwecken der Vereinigung dienen:

1. eine Landesstelle in Oppeln, verbunden mit einer Schriften sammelstelle, unter Leitung des Hauptlehrers Stumpe; angeschlossen ist das von Rektor Ridalla geleitete Bildarchiv,

2. ein Volkslied- und Volkskunde-archiv in Beuthen, welches von seinem Begründer, Akademiedozenten Perlick, betreut wird.

An das Volkskundearchiv ist die Dr. Chrzaszcz-Bibliothek angegliedert.

Das Hauptorgan der Vereinigung ist der „Oberschlesier“, in welchem das heimatkundliche Schrifttum seinen Niederschlag findet. Veröffentlichungen lokaler Art erscheinen in Heimatblättern, Heimatkalendern und heimatlichen Broschüren, worüber der „Oberschlesier“ in laufenden Mitteilungen berichtet. Der Vorstand der Vereinigung eröffnete im letzten Jahre die Herausgabe einer Schriftenreihe, die im Laufe der nächsten Jahre fortgesetzt werden soll. Es liegen bisher 7 Broschüren dieser Schriftenreihe vor:

1. Der Gang der Besiedlung im Kreise Oppeln. Von Friedrich Stumpe und Walter Krause. Dazu eine Wandkarte: Die Besiedlung des Kreises Oppeln.

2. Die obererschlesischen Piastenerzöge im 12. u. 13. Jahrhundert. Von Dr. Gottschalk.

3. Das obererschlesische Handwerk. Von Alfons Perlick in Verbindung mit der Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde.

4. Dr. Johannes Dzierzyn. Von Karl Fleischer in Verbindung mit der heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft.

5. Der Vogel in der obererschlesischen Landschaft. Von Dr. Brinkmann.

6. Stadt und Festung Cosel, ihre Plangestaltung und ihr Aufbau. Von Prof. Dr. Schoenaich.

7. Fünf Jahre Storchbeobachtung in Oberschlesien. Von Dr. Matthias Brinkmann.

Von der Arbeitstätigkeit der heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaften kann nur auszugeweihtes Nachstehendes berichtet werden.

Die Arbeitsgemeinschaft Groß-Strehlig gibt das Mitteilungsblatt „Aus dem Chelmer Lande“ im 8. Jahrgang heraus. Ernst Mücke veröffentlicht in laufenden Fortsetzungen seine Bearbeitung der handschriftlichen Chronik von Reichel über die Stadt und Herrschaft Groß-Strehlig. Wolfgang Wienke bot in seinem Büchlein „Land und Volk um den Annaberg“

eine volkskundliche Neuerscheinung. Die Lehrerschaft des Kreises stellt Material für eine Stoffsammlung zur Kreisheimatkunde zusammen.

Die Arbeitsgemeinschaft Kreuzburg befaßte sich mit der „Dzierzon“-Forschung. Karl Fleischer brachte im „Oberschlesier“ ein Dzierzyn-Heft heraus. Von besonderer Bedeutung ist das alljährliche Erscheinen eines Heimatkalenders für den Kreis Kreuzburg. 500 Volkslieder wurden neu gesammelt. Die Sagen des Kreises Kreuzburg sind restlos erfasst.

Die Arbeitsgemeinschaft Rosenberg unternahm es, eine heimatkundliche Erschließung charakteristischer Landschaftsgebiete nach wissenschaftlichen Methoden durchzuführen. Die Durchforschungen betrafen das Stobertal bei Rosenberg, die Dünenlandschaft bei Broniek und die Moorbildungen bei Lenke. Dank dieser ergebnisreichen Arbeiten konnte der Rosenberger Kreisheimatkalendar wieder mit reichem Inhalt ausgestattet werden.

Die Arbeitsgemeinschaft Neustadt vollzog eine Neugliederung in 3 gesonderte Arbeitsgruppen: Neustadt, Oberglogau u. Klein-Strehlig. Im Kreise Neustadt ist die Aufzeichnung von ungedruckten Volksliedern im Gange und fördert eine Fülle von Material zu Tage. Ein heimatkundlicher Führer durch den Kreis Neustadt ist im Druck erschienen. Die Herausgabe zeichnet Rektor Pfeiffer. Die Arbeitsgruppe Oberglogau hat wertvolle Mitarbeit geleistet. Eine zu rühmende Neuerscheinung war der „Führer durch Oberglogau“ von Kosian.

Die Arbeitsgemeinschaft des Beuthener Landes, bestehend aus den Arbeitsgruppen Mieschowitz, Kositznitz und Mieschütz hat ihre starke Stütze an der Kreisheimatstelle Beuthen. Die literarische Tätigkeit des letzten Jahres ergab die Herausgabe von 4 Heimatsschriften:

1. Heimatkundliche Geschehste für das Beuthener Land. Von Chrobok.

2. Rädertiere und Panzergeißlinge aus dem Beuthener Reichplanten. Von Rysia.

3. Beiträge zur Ökologie und Soziologie der oberschlesischen Halbinsel in Friedrichswille. Von Gröndler.

4. Die Fische, Lurche und Kriechtiere des Kreises Bruchten. Von Kogias. Eine von der Kreisheimatstelle begründete biologische Station veranstaltete einen hydrobiologischen Lehrgang zur Einführung in die Untersuchung der Lebenswelt unserer Gewässer. Lehrer Chrobok, Miechowicz, überseht zur Zeit das Bonckelsche Epos „Stary kościół Miechowski“.

Die Arbeitsgemeinschaft des Oppelner Landes gliedert sich in die Arbeitsgruppen Karlsruhe, Obertal, Krappitz, Oppeln NO. und Malapane. Diese stehen mit der Kreisheimatstelle Oppeln in organischer Verbindung. Der Leiter der letzteren, Hauptlehrer Stumpe, gibt das „Oppelner Heimatblatt“ und den „Oppelner Heimatkalender“ heraus. Von großer Bedeutung für die Oppelner Heimatkunde war das Erscheinen des Schriftwerkes und der Wandkarte über die Besiedlung des Kreises Oppeln von Friedrich Stumpe und Walter Krause. In Vorbereitung befindet sich ein Oppelner Heimatbuch.

Die Arbeitsgemeinschaft Ratibor nahm die Marien- und Nepomukdenkmäler im Kreise auf, sammelte Osterreisesprüche und stellte Forschungen über das städtische Innungswesen an. Bedeutend ist das alljährliche Erscheinen des Kalenders „Ratiborer Heimatbote“.

Die Arbeitsgemeinschaft „Südost“ des Reichsverbandes heimatlicher Hultschiner ist eine Neugründung und erstreckt sich örtlich auf die benachbarten Teile der Kreise Ratibor und Leobschütz an der Landesgrenze. Die in Angriff genommenen heimatkundlichen Arbeiten betrafen die Cholera-Epidemie und Hungersnot im Hultschiner Ländchen i. J. 1848, sowie biographische Forschungen über den Künstler Johannes Böhnef. Mit dem Verein schlesischer Ornithologen und mit der Geologischen Vereinigung Oberschlesiens besteht eine rege Zusammenarbeit.

Die Arbeitsgemeinschaft Hindenburg trägt dem industriellen Charakter ihres

Bezirks Rechnung, indem sie heimatkundliche Vorträge in der Öffentlichkeit veranstaltet. Zugänglich werden in die Geschichte und Volkskunde der engeren Heimat in kurzen Lehrgängen eingeführt. Eine neu eingerichtete Auskunftsstelle für Heimatkunde erfreut sich eines regen Zuspruchs.

Die Arbeitsgemeinschaft Cosel steht vor der Vollendung eines Heimatbuches des Kreises Cosel, das Lehrer Rademacher, der über einen Mitarbeiterstab verfügte, zum Verfasser hat. Die Durchforschung des Biegschäger Moores seitens des Botanikers Schubert und seiner Mitarbeiter fand in der Fachwissenschaft große Beachtung. Das Coseler Heimatmuseum hat einen Lichtbildvortrag über die Geschichte der Festung Cosel zusammengestellt. Angeregt von Lehrer Alexander, dem Leiter des Museums, schrieb Professor Dr. Schoenaich die Arbeit „Stadt und Festung Cosel, ihre Plangestaltung und ihr Aufbau“ (Verlag „Der Oberschlesier“, Oppeln 1933).

Die Arbeitsgemeinschaft Grottkau zählt zu ihren Mitgliedern den besten Volksliedsammler Oberschlesiens, Lehrer a. D. Schmidt, Goltendorf, welcher 1128 Volkslieder mustergültig aufgezeichnet hat. Eine Heimatbeilage der Arbeitsgemeinschaft erscheint in der Grottkauer- und Ottmachauer Zeitung. Auch beteiligt sich die Arbeitsgemeinschaft an dem Ausbau des Grottkauer Heimatarchivs. An den Jahresbericht schloß sich eine anregende Aussprache über einzelne Arbeitsaufgaben der oberschlesischen Heimatkunde. Hierauf wurde die Vorstandswahl getätigt. Diese ergab die Wahl eines engeren Vorstandes von 3 Mitgliedern, denen das Recht zusteht, eine Anzahl von Beisitzern in einen erweiterten Vorstand hinzuzunehmen.

In den engeren Vorstand wurden gewählt:

Regierungsdirektor Dr. Weigel, Oppeln, 1. Vorsitzender.

Rektor Müller, Groß Strehlitz, 2. Vorsitzender, Hauptgeschäftsführer und Kassierer.

Rektor Szodroß, Oppeln, Vertreter des Heimatchrifttums.

Zum erweiterten Vorstand gehören:

Major a. D. Drescher, Bruchten.

Schriftsteller Gnielczyk, Leobschütz.
Provinzialkommissar für Naturdenkmalpflege
Professor Eisenreich, Gleiwitz.
Provinzialkonservator Pfarrer Hadelst,
Altwerthe.

Mittelschullehrer Kosiak, Beuthen.

Dr. Lasowski, Beuthen.

Akademieprofessor Dr. Mak, Beuthen.

Museumskustos Dr. Matthes, Beuthen.

Akademiedozent Perlick, Beuthen.

Staatlicher Vertrauensmann für Bodendenkmalpflege Dr. Raschke, Ratibor.

Landesbibliotheksdirektor Dr. Rother,
Ratibor.

Hauptlehrer Stumpe, Frauendorf.

Tätigkeitsbericht des Oberschlesischen Volksliedarchivs vom 1. April 1932—1. April 1933

Am 1. 4. 1932 schloß der Bestand des Oberschlesischen Volksliedarchivs in Beuthen mit 4359 Texten ab. Im laufenden Geschäftsjahr gingen 586 Nummern neu ein, sodaß am 1. April 1933: 4945, also nahezu 5000 Lieder vorhanden sind. Wenn trotz der nun beendeten 5 jährigen Sammeltätigkeit nicht alle Kreise vollständig erfaßt werden konnten, so gibt doch schon das vorhandene Material einen sicheren Überblick über das in Oberschlesien verbreitete Volksliedgut. Man wird bald daran denken müssen, an die wissenschaftliche Bearbeitung des angesammelten Stoffes heranzugehen und ihn in irgendeiner Form, sei es durch eine wissenschaftliche oder volkstümliche Herausgabe der Texte nebst Melodien der breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Es fanden im Geschäftsjahr ein: 14 Lieder stud. paed. Balke-Beuthen (Miechowitz, Rokittnik) — 1 Bolik-Miechowitz (Leobschütz) — 1 Chrobok-Miechowitz — 4 Deutsches Volksliedarchiv-Freiburg (Zauditz, Hultschiner Ländchen) — 1 Freiherr-Rokittnik — 324 Dr. Kurt Hoffmann-Kreuzburg (Kreuzburger Gebiet) — 5 Hnckel-Ratibor (Ratibor, Ratischer) — 7 Jockisch-Ringwitz, Krs. Kreuzburg — 11 Koniegm-Cosel (Radoschau, Krs. Cosel) — 150 Neugebauer-Seiffersdorf, Krs. Grottkau — 24 Mücke-Leobschütz (Zumeist Leobschützer Gebiet) — 1 Perlick-Beuthen (Mün-

sterberg) — 4 Pudollek-Oberglogau (Deutsch-Rasselwitz) — 1 Ronge-Deutsch-Wette — 23 Schmidt-Reiße (Stadtgebiet Reiße) — 3 Sedlacek-Pilchowitz (Markowitz, Krs. Ratibor) — 14 Slupik-Ost-Oberschlesien.

Unter den Einsendungen zeichneten sich besonders die umfangreichen Sammlungen von Lehrer Neugebauer, der in Seiffersdorf bei Grottkau 150 Nummern aufschreiben konnte, und die von Dr. Curt Hoffmann, Kreuzburg, aus. Diese Kreuzburger Sammlung berücksichtigte vor allen Dingen die Stadt Kreuzburg und die Orte Schönwald, Wilmsdorf, Koschowitz, Pitschein, Ludwigsdorf, Nassadel, Ruhnau, Ronstadt, Bankau und Oberkuzendorf. (Hauptlehrer Gorgel). Außerhalb dieses Gebietes liegen von Dr. Hoffmann Aufzeichnungen vor aus Birfenthal, Krs. Ratibor, Bodland, Krs. Rosenberg und Murow, Kr. Oppeln.

Benutzt wurde das Volksliedarchiv im Geschäftsjahr von den Herren Malez-Hindenburg, Dubinsky-Hindenburg, Eufatsch-Beuthen, Studienrat Hoffbauer-Oppeln, Mosler-Ratibor, Studienrätin Mücke-Beuthen, dem Schles. Rundfunk, der Ostdeutschen Morgenpost und der hiesigen Stadtbücherei. Häufig wurde das Material auch von den Studenten der Pädagogischen Akademie eingesehen, die in dem letzten Semester besonders die Lieder, die sich auf St. Urban und St. Johannes v. Nepomuk bezogen, textlich und musikalisch untersuchten, Herr stud. paed. Balke fertigte auf Grund des im Volksliedarchiv vorhandenen Materials folgende Staatsarbeit an: „Das deutsche Volkslied im ober-schlesischen Industriebezirk und seine Berücksichtigung im Rahmen der Erziehungsarbeit“ (Eine soziologische Untersuchung auf Grund von Texten aus dem Dorfe Miechowitz, Krs. Beuthen).

Veröffentlicht wurde auf dem Gebiete des ober-schlesischen Volksliedes: Slupik K., Volkslieder aus Siemianowitz (Oberschlesische Volkskunde, 4, 1932 S. 4/6, 6); Bolik, Ein Moritatenlied (ebd. 9); Chrobok L., Bergmannspoesie und Barbara-Verehrung im Dombrowaer Industriebezirk (ebd. 7/10, 2/3); Schmidt Joseph, Zwei Volkslieder aus dem Kreise Grottkau (Heimatkalender des Kreises Grottkau 1932, 81—82).

Perlick.

M i t t e i l u n g e n / B ü c h e r e d e

Zu unserer Zeit Stoß-Öhrung

Einen großen Raum und die Bildgaben dieses Heftes widmen wir dem Andenken an den Nürnberger Bildschnitzer Veit Stoß. Diese Aufsätze sind ein Dank des deutschen Südostens an den Meister, der vor 400 Jahren deutscher Kunst und Kultur weit hinein bis nach Polen Geltung verschaffte. Auch aus grenzlandpolitischen Gründen halten wir diese Veröffentlichungen für ein Gebot der Stunde. So, wie man von nationalpolnischer Seite unseren guten und lieben Oberschlesier Dr. Johannes Dzierzon, den Altmeister der deutschen Bienenzucht, plötzlich als Urpolen in Anspruch nimmt, und Nikolaus Koppernikus zum Polen steinert, so sieht Polen auch unseren Nürnberger Bildschnitzer einfach als einen der Seinigen an, da er u. a. den großen Marienaltar im Krakauer Dom für die deutsche Gemeinde gearbeitet hat. Man vergißt offenbar ganz, daß das mittelalterliche Krakau eine deutsche Gründung und Siedlung war. Auch die Beiträge dieses Oberschlesierheftes dürften beweisen, daß an der deutschen Abstammung des Meisters nicht gezweifelt werden kann und seine Kunst eine der reichsten und eigenwilligsten Blüten der deutschen Spätgotik ist.

Seine bayrische und fränkische Heimat, Gesamtdeutschland ehrt den Meister zu seinem 400-jährigen Todestage, indem im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg voraussichtlich am 27. Mai 1933 die Veit Stoß-Gedächtnisausstellung eröffnet wird. Die Nürnberger Ausstellung, die vom Juni bis zum August dauert, wird das bewegliche Werk, soweit es im deutschen Kirchen-, Museums- und Privatbesitz sich befindet, vereinigen. Einzelne Bildhauerarbeiten im Besitz des germanischen Museums werden die Übersicht abrunden. Die Ausstellung verspricht künstlerisch und wissenschaftlich äußerst ertragreich zu werden.

Das Jubeljahr der Firma Erdmann Raabe in Oppeln

Es ist ein höchst dankwürdiges Zusammentreffen, daß der Seniorchef der Firma Erdmann Raabe in Oppeln, Gustav Raabe, am 21. April 1933 sein achtzigstes Lebensjahr

vollendet, in diesem Jahre zugleich das hundertjährige Bestehen der Firma, sowie die fünfzigste Wiederkehr des Tages erlebt, da er als Dreißigjähriger in das Geschäft eintrat, und obendrein feststellen kann, daß das Klingehaus Nr. 16, seine Geburtsstätte, nunmehr bereits 94 Jahre lang im Besitze der Familie ist. Unter diesen Gegebenheiten ist es nur selbstverständlich, daß die Raabe'sche Familiengeschichte sich eng eingliedert in die Stadtgeschichte, in deren Annalen der Name Raabe bedeutungsvoll geworden ist. Und über diesen engeren Rahmen hinaus ist die Firma als Druck- und Verlagsunternehmen im Laufe eines Säkulums nicht nur in Oberschlesien, sondern in Gesamt-Schlesien bekannt und einflußreich geworden. Davon weiß die handschriftliche Familiengeschichte des Hauses Raabe, die unser mehrfacher Jubilar jetzt abgeschlossen hat, so manches zu berichten; und die von dem ältesten Sohne des Jubelchefs, dem jetzigen Geschäftsinhaber Herbert Raabe, verfaßte Geschichte der Firma, die in diesen Tagen gedruckt erscheint, wird der Bedeutung des Raabe'schen Geschäfts in gleicher Weise gerecht werden. Es ist ein Stück Bürgertums- und Gewerbe- wie Handelsgeschichte im Rahmen unserer ober-schlesischen Heimatkultur und deren Vergangenheit, das hier an unserem geistigen Auge vorbeizieht.

Stadtarchivar Alfred Steinert-Oppeln.

Franz Kauf

feierte kürzlich seinen Abraham. Er ist ein Sohn der schlesischen Heimat. In den Jahren 1912—1917 war er Chorrefektor an St. Jakobus in Meisse und Chormeister der dortigen Singakademie, danach als künstlerischer Leiter des Cieplickschen Konservatoriums in Beuthen tätig. In Beuthen gründete er den Madrigalchor und übernahm die musikalische Führung des guten Königshütter Lehrerergangsvereins. Seit 1920 wirkt er, in Gemeinschaft mit Kirchenmusikdirektor Schweichert, als Konservatoriumsleiter in Gleiwitz, wo er gleichzeitig Chormeister des Lehrerergangsvereins wurde. Der Gleiwitzer Sender, dessen ständiger Begleiter am Flügel Franz Kauf ist, bekundet seine

Leistung als ausübender Musiker weit über Oberschlesiens Grenzen hinaus. Die Franz Kauf-Abende des Oberschlesischen Kulturverbandes, die besonders der kleinen und abgelegenen Orte auf dem flachen Lande sich annehmen, erweisen, wie selbstlos und opferwillig Franz Kauf die Aufgabe des deutschen Künstlers im Grenzgebiet aufsaßt.

Auch als Tonkünstler hat Franz Kauf einen guten Namen. Es seien hervorgehoben das „Mysterium des Todes“ und das „Vitam aeternam“, die erst im November vorigen Jahres aufgeführte Kantate „Gesang des äußerlichen Lebens“ und die vielmals über die Bühne gegangene Gleiwitzer Spieloper „Der Page des Königs“.

Otto Suchland,

unser Mitarbeiter auf literarischem Gebiete, vollendet am 29. April sein 30. Lebensjahr. Der Schlesier Suchland leitete als Soldat von Januar 1917 ab das Schauspiel am Deutschen Theater in Wilna und die Gastspiele im benachbarten östlichen Gebiet und an der Ostfront. Nachher betätigte er sich wieder als Schauspieler und Spielleiter. Während der Inflation arbeitete er als Bergmann unter Tage im Waldenburger Kohlengraben, nachher unterrichtete er an der Breslauer Volkshochschule. Von seinen Büchern nennen wir „Widerpiel“, „Pierot“, weiterhin „Inmalai“, eine Broschüre über die deutschen Bergmannssprüche, der sich ein Bergmannswörterbuch angeschlossen.

25. Deutscher Geographentag in Wien
Die Provinzen Nieder- und Oberschlesien haben durch die Herren, Landeshauptmann v. Thar und Landeshauptmann Woschek, an den Zentralauschuß des 25. Deutschen Geographentages eine Einladung ergehen lassen zu einer Grenzfahrt in Nieder- und Oberschlesien am Freitag und Sonnabend, den 2. und 3. Juni 1933.

Den Teilnehmern an dieser Grenzlandfahrt wird Gelegenheit gegeben, am Vormittag des 2. Juni die Stadt Breslau zu besichtigen und im Anschluß daran in zur Verfügung gestellten

Autos die Grenzerreichungsschäden der Kreise Militsch-Trachenberg, Groß-Wartenberg und Namslau kennen zu lernen.

Am Sonnabend, den 3. Juni, sollen die ober-schlesischen Grenzverhältnisse bei Gleiwitz, Hindenburg und Beuthen besichtigt werden. Von Ratibor aus kann Sonnabend oder Sonntag die Weiterreise nach Wien erfolgen.

Anmeldungen zur Teilnahme an dieser Grenzlandfahrt sind an das Geographische Institut der Universität Breslau I, Martini-straße 9 bis zum 20. Mai 1933 zu richten. Von dort aus werden den Teilnehmern weitere Mitteilungen rechtzeitig zugehen.

Zentralauschuß des 25. Deutschen
Geographentages
i. B.

Friederichsen.

Schaffen und Schauen,

das Mitteilungsblatt des Deutschen Kulturbundes und des Verbandes deutscher Volksbibliotheken in Ostoberschlesien, herausgegeben und geleitet von Ingenieur Viktor Kauder in Kattowitz, widmet sein Heft 8, Jahrgang 9 (April 1933) der Tätigkeit des Meisterschen Gesangvereins in Kattowitz, der seit 1883 in steter Aufwärtsbewegung einen Höhepunkt deutscher Kunstleistung in Oberschlesien ganz unbefritten verkörpert. Das Heft ist ein verdienter Dank an alle, die in diesem lebendigen und eigenkräftigen Kunstverein mitwirkten und ihn auch heute noch unter den schweren Verhältnissen in Polen betreuen, insbesondere an die Führer des Vereins, den Gründer Oskar Meister († 1907), den im Weltkriege gefallenen Gustav von Lüpke, den gleichfalls gefallenen (und zwar im Westen als Landsturm-mann) Hermann Mayer und an den Leiter seit 1919, Fritz Lubrich, über dessen Leistungen wir ja im „Oberschlesier“ im Jahre 1932 berichteten (in dem Sonderheft „Kattowitz, eine Wiege deutschen Geisteschaffens“).

Möge der Meistersche Gesangverein auch weiterhin sich behaupten und mit seiner guten deutschen Kunstleistung die östlichen Lande erfreuen.

Alle Zuschriften, sowohl verlegerische als redaktionelle, bitten wir an den Herausgeber, Rektor Karl Szodroff in Oppeln, Wilhelmsplatz 4, zu richten.